



Leseprobe

Sebastian Stuertz

Das eiserne Herz des Charlie Berg

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Sebastian Stuertz

Das eiserne Herz
des Charlie Berg

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2021

Copyright © 2019 btb Literaturverlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile unter Verwendung

eines Gemäldes von Moki (mioke.de)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

cb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77158-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Teil 1

TÖTEN

Kurz und schmerzlos

Ich hatte den Hirsch nichts gefragt, im Gegenteil, ich hatte die Luft angehalten und ihn gerade ins Visier genommen, da teilte er mir mit:

Wer mir etwas antut, wird leiden, so wie ich leiden werde.

Ich nahm das Auge vom Zielfernrohr.

Mein Opa, der neben mir stand und filmte, konnte den Hirsch offenbar nicht hören.

»Drück ab!«, flüsterte er, heftig vom Bockfieber geschüttelt.

Ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass der Hirsch mit mir kommunizierte. Es war nicht das erste Mal, dass so etwas geschah. Ich hatte allerdings noch nie versucht zu antworten.

Also fragte ich ihn, in Gedanken:

Ich mache es kurz und schmerzlos, okay?

Es ging ganz einfach. Die Antwort kam prompt:

Wer mich tötet, wird sterben, so wie ich sterben werde.

Mein Opa begann bereits leise zu schnaufen.

Ihm den Schuss zu überlassen, kam aber nicht in Frage, ich glaubte dem Hirsch.

Die Zeiten, in welchen ich den Tod meines Opas herbeigesehnt hatte, lagen lange zurück. Auf die letzten Meter waren wir doch noch Gefährten geworden.

Also schoss ich.

Irgendetwas mit dem Echo stimmte nicht.

Helmut

Am Vormittag war ich angekommen.

Als ich vor dem Forsthaus den Helm abnahm, hauchte mir der Wald seinen Atem entgegen. Zu der salzigen Luft, die mir die Nordsee in den letzten Tagen um die Nase geweht hatte, war das ein schöner Gegensatz: Fäulnis und Harz, Hirschurin und Androsteron. Hier gingen Tod und Geilheit Hand in Hand spazieren.

Das letzte Mal war ich zur Magnolienblüte bei Opa zu Besuch gewesen. Jetzt war September, und die Brunftzeit des Rotwildes hatte gerade begonnen.

Einen Moment lang blieb ich mit geschlossenen Augen auf der Vespa sitzen und inhalierte die Waldluft, bis Opa auf die kleine Terrasse vor dem Haus trat. Monochrom gekleidet wie üblich, sagte er, was er immer sagte, wenn ich unangemeldet bei ihm auftauchte: »Charlie Berg.«

»Bardo Aust Kratzer«, erwiderte ich standardmäßig. Mit einem Lächeln.

Seine steinerne Pranke packte immer noch fest zu. Handcreme war immer noch weibisch.

Dann kam Helmut mich begrüßen, und mein Lächeln verschwand. Ein taubeneigroßes Geschwür saß an seinem Kopf und hatte offensichtlich die Kontrolle übernommen. So schnell er konnte – und das war nicht sehr schnell –, bewegte er sich durch die Wohnung in Richtung der offen stehenden Haustür. Er verlor mehrmals die Orientierung, lief gegen Wände und Stühle. Bei den besonders heftigen Zusammenstößen gab er leise Schmerzenslaute von sich. Er trug eine Windel. Als er endlich bei uns auf der Terrasse angekommen war, drohte sein Hinterteil wegzufiegen, so heftig wedelte er mit dem Schwanz. Man konnte seine

Rippen zählen. Ich beugte mich hinunter, um ihn zu kraulen, und betastete dabei die Ausbuchtung. Sie fühlte sich unerwartet prall und fest an. Nichts an ihm roch mehr nach Dachsbau oder Killerinstinkt, aus seinem Maul überrollte mich der Zerfall, als hätte die Verwesung heimlich schon eingesetzt. Seine Augen, die bei meinem letzten Besuch nur eingetrübt gewesen waren – sie waren nahezu vollständig weiß.

Mit Dackelwelpen Helmi unter dem Weihnachtsbaum beginnt meine Erinnerung.

»Opa! Seit wann hat er das?«

Opa wich meinem Blick aus.

»Komm erst mal rein«, sagte er und ging voraus.

Ich nahm Helmut auf den Arm und trug ihn hinterher, in der Küche setzte ich ihn wieder ab und blieb in der Hocke.

»So ist er nur manchmal. Ansonsten ganz der Alte. Hat keine Schmerzen.«

Hast du ihn quieken gehört?

Ich sagte nichts.

Immerhin hatte Opa bereits das *Eutha-Narcodorm* besorgt, zwei kleine Flaschen standen auf der Fensterbank, jeweils eine verpackte Einwegspritze war mit einem Gummiband daran befestigt.

Er goss uns beiden ein Glas Milch ein.

»Opa. Er quält sich. Du musst ihm das Zeug geben.«

»Nein.«

Mein Großvater versuchte sich am ehemaligen Alphamännchen, das so viele Jahre keinen Widerspruch zugelassen hatte.

»Noch nicht.«

Mit geschlossenen Augen leerte er das Glas Milch in sich hinein, kleine, alte Schlucke im Stehen.

»Soll ich es machen?«, fragte ich, noch immer in der Hocke, Helmut's Bauch streichelnd. Opa starrte aus dem Fenster und

knetete seine Nase. Sie hatte sich in den Schnapsjahren zu einem lilafleckigen Gnubbel verformt. Nach Omas Abgang hatte er das Trinken aufgegeben, die Nase mit den Mondkratern war geblieben.

»Nachher«, sagte er leise.

Er sah mich an, nahm die Hand aus dem Gesicht und grinste schief.

»Erst musst du den Riesen schießen.«

Der rote Riese

Bevor wir aufbrachen, kochte ich Hirschgulasch – nach Omas Rezept. Ich war der Letzte, der es zubereiten konnte. Als auch Oma noch in der Lage dazu war, hatten wir gerade die VHS-Kamera ganz neu. Gleich auf meiner ersten Kassette filmte ich sie beim Kochen, sie schnibbelte und erklärte, Mayra ging ihr zur Hand, ich wog, maß und notierte alles minutiös, was Oma nach Gefühl in den Topf schmiss. Ihr Gulasch zeichnete sich durch eine Reihe von Zutaten aus, die in keinem anderen Rezept auftauchten: zum Beispiel der Beifuß, mit seinem leicht kampferartigen Aroma. Oder die Nadeln einer japanischen Schwarzkiefer, die in einem kleinen Stoffsäckchen mitgekocht wurden. Dazu wurde das Ganze am Ende mit Piment, Zimt und einer beträchtlichen Menge Thymianhonig in die Nähe einer weihnachtlichen Süßspeise abgeschmeckt, die mit dem herben Wildgeschmack, dem bitteren Geist der Kiefernadeln und viel frisch gemahlenem Anispfeffer eine polyamoröse Beziehung einging, in der Eifersucht kein Thema war.

Nachdem ich in Opas Küche alles klein geschnitten, mehliert,

angebraten, angegossen und aufgekocht hatte, drehte ich die Hitze herunter und hängte das Säckchen mit den Kiefernadeln in den Topf. Das Gulasch musste nun noch mindestens eine Stunde bei leiser Flamme köcheln. Die Zeit wollte ich nutzen, um in meinem Labor das Meeressparfum anzumischen.

Ich ging nach unten, zu meinen Fläschchen, Kolben, Pipetten, der Waage, holte das Notizbuch heraus und machte mich an die Arbeit. Ich musste nur ein paar Verhältnisse nachbessern, bereits die zweite Mixtur saß. Die korrigierten Dosierungen der Riechstoffe notierte ich in meiner Formelsammlung, etikettierte die Mischung mit Datum und dem Namen des Duftes – *Allegorese der See* –, füllte mir ein kleines Fläschchen ab und verstaute es in meiner Reisetasche. Die große Flasche stellte ich zu den anderen ins Regal.

Dann warf ich mich in die Camouflage-Kluft, zog die Stiefel an, nahm meine Steyr aus dem Gewehrschrank und ging hoch zu Opa. Während er sich um den Reis kümmerte und den Tisch deckte, ölte und reinigte ich mein Gewehr.

Satt, gut getarnt und noch besser gelaunt fahren wir los. Ich griff nach hinten, holte die Videokamera aus der Tasche und filmte, obwohl das Tageslicht hier, wo der Wald dichter wurde, bereits zu schwinden begann. Ich hielt auf Opa, er tippte sich an den Hut und verbog seinen Mund zu einem Grinsen. Es ging sanft bergauf. Kleinere Rudel junger Hirsche standen abseits des Waldweges in Schussweite. Als wir mit dem Pick-up langsam vorbeirollten, beobachteten sie uns geduckt, jederzeit bereit loszuspringen. Es wäre ein Leichtes gewesen, zwei vom Auto aus zu erledigen. Aber wir hatten anderes im Sinn. Auf unserem Abschussplan stand ein Klasse-I-Hirsch: Der »rote Riese«, so getauft wegen seiner auffälligen Deckenfärbung und überdurchschnittlichen Größe. Ein Sechzehnder mit über acht Kilo Geweihgewicht, Opa beobachtete ihn schon seit Längerem. Er

wusste, wo sich der Riese während der Brunft herumtrieb: auf der Wildwiese gleich bei Omas Koniferengalerie.

Die Sicht wurde wieder besser, als wir auf den kantigen, weißen Kies der Lichtung rollten. Knirschend brachte Opa das Auto nah am Zaun zum Stehen, der staubige Geruch des Gerölls kroch trotz geschlossener Fenster zu uns herein. Hier parkten auch die Busse mit den Schulklassen, wenn im Rahmen des Biologieunterrichts eine Exkursion zur berühmten Nadelbaumsammlung meiner Großmutter auf dem Programm stand – einer der seltenen Momente, an dem das einzige Tor zum komplett umzäunten Privatwald der Familie Faunichoux geöffnet wurde. Sonst hatte man nur vom Herrenhaus aus Zugang zu dem über hundert Hektar großen Waldgebiet.

Wir stiegen aus und schulterten die Gewehre. Ich öffnete das Zahlenschloss, mit dem das Tor verschlossen war, 3-1-1-2, Omas Geburtstag. Opa übernahm die Kamera, ich löste die Sicherheitsnadel, stach mir in den linken Handrücken, etwas unterhalb der Daumenwurzel, der Schmerz machte mich hell und legte allen Geruch übersichtlich in Moleküle unterteilt auf meine Wahrnehmung. So machten wir uns auf den Weg.

In der Nähe des Brunftplatzes prüften wir den Wind und pirschten uns langsam an, ich mit entsichertem Gewehr, Opa filmte. Immer wieder mussten wir trockenen Ästen auf dem Boden ausweichen.

Ich hatte das Kahlwildrudel längst gewittert, bald konnte auch Opa es durch den lichter werdenden Wald sehen. Der Platzhirsch war ebenfalls hier, allerdings hatte er seinen mit Pheromonen gesättigten Harn so großzügig verteilt, dass der gesamte Luftraum davon dominiert wurde. Mit etwas Konzentration konnte ich den Hirschurin aus der Waldluft herausrechnen, ich beschleunigte mit geschlossenen Augen die Adaption meiner Riechzellen. Gerade noch rechtzeitig war mein wichtigstes Organ wieder einsatzfähig – und ich fasste Opa an den Arm. Wir waren bereits

kurz vor der Wildwiese. Ich deutete auf meine Nase und dann zum Rand der Fläche.

»Eine Rotte Sauen«, flüsterte ich.

Opa fluchte stumm. Dann wisperte er: »Wenn die uns mitbekommen, ist die Bühne sofort leer.«

Er drehte sich um und wollte den Rückzug antreten. Ich blieb stehen.

»Warte«, flüsterte ich.

Durch den Urin und die Sauen stach noch ein anderer Duft in unsere Richtung.

Fragend sah Opa mich an.

Dann ertönte ein lautes Röhren. Ein langgezogener und zwei kurze Brunftrufe. Opas Augen wurden groß und feucht.

Da war er.

Der König mit dem roten Rücken.

Direkt vor uns trat er ins Schussfeld und blickte herüber.

Ich versuchte zu schlucken, es wollte nicht gelingen.

Noch nie hatte ich ein so gewaltiges Tier gesehen. Mehr Hirsch ging nicht. Langsam hob ich das Gewehr.

Ich nahm ihn ins Visier und stellte die Atmung ein.

Wer mich tötet, wird sterben, so wie ich sterben werde.

Ich wollte noch nicht sterben. Ich hatte noch einiges auf der Liste. Den größten Hirsch aller Zeiten schießen, zu Hause ausziehen, ein Buch schreiben, reich und berühmt werden. In der Reihenfolge.

Der Hirsch starrte mich an und machte keinerlei Anstalten wegzurennen. Opa röchelte. Es war zum Weinen. Sollte man einem telepathisch begabten Hirsch Glauben schenken?

Ich strich den ersten Punkt von meiner Liste, zielte einen Meter daneben und drückte ab. Es klang irgendwie anders als sonst, etwas mit dem Echo stimmte nicht. Ohrenschützer bei der Jagd zu tragen war leider auch weibisch. Gleich beide Ohren piepten.

Das Rudel stolperte panisch davon, die Sauen walzten durchs Unterholz. Heißer Angstschweiß verteilte sich in der Luft. Der Hirsch taumelte bei der Flucht, getroffen. Irritiert ließ ich die Steyr sinken.

Opa reichte mir die Kamera und klopfte ein Mal kräftig auf meine Schulter. »Nicht ins Blatt. Aber glaube, du hast ihn. Komm.«

Er eilte zur Äsungsfläche, ich sicherte und ging filmend hinterher, das Gewehr in der linken Hand.

»Hier. Schweiß!«, Opa zeigte auf die rote Spur und folgte ihr durch das sich ausdünnende Dickicht. Der Hirsch hatte sich noch ein ganzes Stück weitergeschleppt, sein Blutverlust war enorm.

Am Rande der nun leeren, sanft abfallenden Wildwiese lag er. Ausgerechnet hier, nur ein paar Meter von meiner Buche entfernt. Sofort suchte ich unser Gang-Zeichen, das Mayra vor vielen Jahren in den Stamm geschnitzt hatte, und ich hielt kurz mit der Kamera für sie drauf. Das C, dessen unterer Bogen in ein M überging, sodass es wie auf einer Mondsichel saß, es war noch immer zu erkennen.

Ich schwenkte zum Hirsch. Selbst aus ein paar Metern Entfernung sah ich die riesige hellrote Lache. Opa stand schon bei ihm und blickte zu mir herüber. Auf dem Schießstand hatte ich ihn immer stolz gemacht: mit der Flinte alle Kipphasen getroffen, nur selten eine Tontaube verfehlt. Jetzt sah er nicht so glücklich aus. Ich filmte ihn trotzdem. Sein Zeigefinger machte eine schnelle Bewegung seitlich am eigenen Hals entlang. Offenbar hatte ich den Hirsch mit einem Streifschuss getroffen. Hin und wieder zuckte eins der Beine des Tieres.

Opa knickte einen Zweig ab, bückte sich und steckte dem Hirsch seinen letzten Bissen in die Äse. Das machte man eigentlich erst, wenn das Wild erlegt war, aber Opa hatte schon immer alles etwas anders gehandhabt. Die meisten anderen Jäger hätten

ein Messer gezückt, um das Tier mit einem gezielten Stich zwischen die oberen Halswirbel abzunicken. Doch auch davon hielt Opa nichts. Er nahm lieber sein Gewehr.

Im gleichen Moment hörte ich aus der entgegengesetzten Richtung ein Rascheln.

Ich schwenkte herum.

Keine fünf Meter entfernt bewegte sich etwas im Gebüsch.

Vorsichtig ging ich näher. Hatte ich zusätzlich noch ein Reh erwischt?

Vielleicht war es klüger, das Gewehr schussbereit zu halten. Eine angeschossene Sau konnte gefährlich werden.

Und dann erkannte ich, was dort lag. Ein Gewehr war gar nicht nötig. Ich ließ die Kamera sinken.

Da lag ein Mann.

In Tarnkleidung.

Und blutete.

Der Hals und Teile seines schwarz-grün bemalten Gesichts waren rot. Blutrot, wie man sonst nur sagt, wenn Blut gar nicht im Spiel ist, aber hier war Blut im Spiel, viel Blut, das Blut eines Menschen. Und offenbar lebte der Mensch noch, denn hin und wieder zuckte eins seiner Beine, so wie auch die Beine des Hirsches zuckten.

Opa hatte mir schon oft erzählt, dass Wilderer ihr Unwesen in seinem Wald trieben. Als wären die Wölfe, die langsam zurückkehrten und ungestört Wild rissen, nicht lästig genug: Weder die einen noch die anderen durfte man schießen.

Ich hörte Opa sein Gewehr laden und drehte mich um. Der Hirsch sah mich an. Sein Blick flatterte. *Wer mir etwas antut, wird leiden, so wie ich leiden werde.* Nicht ich, sondern der Wilddieb hatte den Hirsch am Hals erwischt. Ich hatte meterweit am Tier vorbeigezielt und dabei den Mann im Gebüsch getroffen. Am Hals. Die Prophezeiung des Hirsches hatte sich also erfüllt – für den Wilderer.

»Du hast ihn am Hals getroffen!«, rief Opa jetzt, meinte natürlich den Hirsch, er hatte den verblutenden Wilderer noch nicht bemerkt. Er entsicherte und setzte sein Gewehr an die Schläfe des Hirsches.

Der Hirsch regte sich.

Der Wilderer regte sich.

Wer mich tötet, wird sterben, so wie ich sterben werde.

»Halt!«, schrie ich.

Opa drückte ab.

Weg

Als Opa dem roten Riesen das Leben aus dem Kopf schoss, klang es wie bei meinem Schuss – die Akustik schien nicht zu stimmen. Jetzt wusste ich, warum. Der Wilderer und er gaben exakt im gleichen Moment einen Schuss ab. So wie der Wilderer und ich zuvor.

Opa fiel das Gewehr aus den Händen. Gleichzeitig klappte er hölzern in sich zusammen, mit den Knien in Richtung Waldboden. Einen Moment lang wusste er nicht, wohin er fallen wollte, der Kopf mit dem roten Fleck an der Schläfe sackte auf die Brust, dann brach er mit hängenden Armen nach hinten weg. Als hätte ein entnervter Marionettenspieler mitten in der Vorführung gekündigt.

Ich fuhr herum, entsicherte und legte an, doch der Mann in seiner Tarnkleidung lag still da, die Waffe neben sich. Pulver in der

Luft. Langsam ging ich zu ihm hinüber und trat das Gewehr außer Reichweite. Ein altes tschechisches Modell. Er selbst blieb regungslos. Mein Lauf war nur noch wenige Zentimeter von der Mörderschläfe entfernt. Unter der Tarnschmiere und dem Blut erkannte ich einen bärtigen, aber jungen Mann, nicht viel älter als ich. Ehrlicher Arbeiterschweiß hing ihm in der Wäsche, der Restalkohol vom Vortag umschwebte ihn wie eine Seele. Ich stupste ihn mit der Fußspitze an – keinerlei Reaktion. Ein paar vorsichtige Tritte in die Seite. Nichts. Er hatte offenbar seine restliche Lebensenergie in den Schuss gelegt. Oder eine letzte Zuckung hatte den Finger am Abzug bewegt.

Jetzt erst eilte ich zu Opa. Er lag auf dem Rücken, den grimmigen Henkersblick für immer ins Gesicht geschnitzt.

Ich sah zum Hirsch, dann wieder zu Opa.

Opa ist tot.

Ich blickte zum Wilderer.

Niemand regte sich.

Ich sah hinauf in die Buche, zum alten Baumhaus, das sich immer noch hinter den gelben Blättern versteckte. Wann war ich das letzte Mal dort oben gewesen? Jetzt gerade wollte ich nichts lieber, als den Wurfanker und die lange Strickleiter aus dem Versteck holen, hinaufklettern, die Leiter hochziehen, den Wald inhalieren und mein Leben verschlafen. Ich nahm die Brille ab, massierte Augenlider und Nasenrücken, allein mit den Bäumen, den drei Leichen, und überlegte.

Die Freiheit war zum Greifen nah. Schon im Januar würde ich meinen Zivildienst antreten, endlich alles hinter mir lassen. Ich würde nie wieder der Typ sein, der zu Hause alles zusammenhalten musste. Ich würde Piesbach Lebewohl sagen und für achtzehn Monate im Leuchtturm der Vogelwarte verschwinden. Seit mehr als einem Jahr fieberte ich diesem Traum entgegen, nur so hatte sich meine Rolle als Depp der Familie überhaupt noch ertragen lassen: Bei jeder Wäscheladung, nach jedem gewischten

Boden, geputzten Badezimmer dachte ich an den Ausblick über die glänzenden Wattriffeln. Die Schreibmaschine, der Horizont und ich, ein anderes Leben war für mich vollkommen undenkbar geworden. Und was wäre das auch für ein Leben gewesen? Mit einer fahrlässigen Tötung im polizeilichen Führungszeugnis konnte ich nicht nur die Verweigerung vergessen – ich würde womöglich im Gefängnis landen wie ein Verbrecher. Ich hatte keinen Jagdschein, es war Opas und mein Geheimnis, dass wir jagen gingen. Er hatte mich ausgebildet, nicht einmal mein Vater wusste, dass ich mit einem Gewehr umgehen konnte – Dito hasste Waffen.

Ich setzte meine Brille wieder auf.

Opa musste liegen bleiben, und ich musste alle Spuren verwischen und ungesehen verschwinden. Irgendjemand würde ihn und seinen Mörder hier finden. Wem wäre geholfen, wenn ich jetzt die Polizei rief? Das Forsthaus lag einsam im Wald, niemand hatte mich gesehen, ich hatte niemandem erzählt, dass ich herfahren wollte. Nur Mayra, auf Video. Aber das Tape war noch in der Kamera, das konnte ich löschen.

Die Kamera!

Ich griff zur Seite, wo sie am Gurt baumelte. Sie lief immer noch. Ich drückte auf *stop*. Darum würde ich mich später kümmern müssen.

Was hatte ich sonst für Spuren hinterlassen?

Den todbringenden Schuss aus meinem Gewehr. Opa selbst hatte auch geschossen. Meine Steyr musste also zurück ins Haus, denn dass er mit zwei Waffen jagen ging, machte keinen Sinn. Aber würde die Polizei in so einem Fall die Forensiker rufen, wie im *Tatort*? Konnten die dann feststellen, dass der Wilderer von einer anderen Waffe getroffen worden war als der Hirsch? Dazu mussten sie den Hirsch im Labor untersuchen, mussten die Kugel finden, die den Wilderer getroffen hatte, und vor allem einen Grund haben, diesen Aufwand zu betreiben.

Ich sah mir die Szenerie genau an. Wenn man das so vorfinden würde ... wahrscheinlich würde niemand auf die Idee kommen, dass Opa in Begleitung gewesen war. Wildhüter Bardo Aust Kratzer hatte den nicht-tödlichen Schuss auf den Hirsch abgegeben, dabei versehentlich den Wilderer getroffen, dann hatte er den Hirsch erlöst und war vom Wilderer hinterrücks erschossen worden. Woraufhin dieser verblutet war.

Den Fall konnte sogar Wachtmeister Dimpfelmoser aufklären.

Ich musste nur die Kameratasche aus dem Auto holen, zurück zum Haus, die Steyr putzen, meine Sachen packen, auf den Roller und weg hier.

Ich durchwühlte Opas Jackentaschen, fand seinen Schlüssel, hängte mir mein Gewehr um und zerlegte ein letztes Mal seinen Körpergeruch. Seit Omas bitterem Ende hatte ich mich immer wieder gefragt, ab welchem Moment man ihn riechen konnte, den menschlichen Tod. Als sie starb, roch ich nichts. Doch schon am nächsten Tag hatten die Bakterien ihre Arbeit aufgenommen und mit der Zersetzung begonnen, die süße Fäulnis war deutlich zu erkennen gewesen.

Ich sah mir auch den Leichnam des Wilderers noch einmal an. Er stank, aber das war nicht dem Odem des Zerfalls zuzuschreiben, sondern seiner rückständigen Vorstellung von Hygiene. Den Schritt hatte er sich seit einigen Tagen nicht gewaschen, und mit dem Zähneputzen nahm er es offensichtlich auch nicht so genau. Die Waffe fiel mir ins Auge. Ich hatte sie ihm aus der Hand getreten, sie lag viel zu weit weg. Ein findiger Kriminalpolizist würde stutzig werden. Um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen, schob ich das Gewehr mit den Füßen zurück zum Körper, klickte es mit einigen kleinen Tritten vorsichtig zurecht, als wäre es ihm aus der Hand gefallen.

Durch die Dämmerung stolperte ich zum Auto, setzte mich auf den Beifahrersitz, nahm die Kamera in die Hand und überlegte

kurz, ob ich die Aufnahmen sofort löschen sollte. Ich entschied mich dagegen, die Zeit drängte. Es war vielleicht auch besser, alle Bilder aus dem Wald in Ruhe mit einer belanglosen Botschaft für Mayra zu überspielen, als jetzt ein paar Minuten schwarz zu filmen. Nur für den Fall, dass das Tape in die Hände der Polizei geriet. Erstaunlicherweise gefiel mir irgendwie, an alles denken zu müssen, keine Fehler machen zu dürfen, als wäre ich Mr. Ripley.

Ich verstaute die Kamera und hängte mir die Tasche um. Zum Glück hatte Opa eine Maglite im Handschuhfach. Ich knipste sie testweise an, der Strahl schnitt ein Loch in die Düsternis. Dann stieg ich aus und schloss das Auto ab. Der Schlüssel gehörte in Opas Jackentasche, also musste ich noch mal zum Tatort zurück.

Um Zeit zu sparen, ging ich wieder quer durch das Unterholz zur Buche, was im Halbdunkel nicht ganz einfach war. Der Hirsch und Opa mit der blutigen Schläfe tauchten im Lichtkegel der Taschenlampe auf. Im Tode vereint. Beide begannen bereits auszukühlen. Ich musste dem Impuls widerstehen, Opa die Augen zuzudrücken wie damals bei Oma. Ich putzte den dicken Kopf des Autoschlüssels ab, wie schon zuvor den Griff an der Autotür – überall Fingerabdrücke –, und steckte den Schlüsselbund zurück in seine Jackentasche. Damit war hier alles erledigt, jetzt musste nur noch ich selbst weg.

Mach es gut, Opa.

Wie glücklich mussten die sein, die ans Jenseits glaubten. An einen Himmel, wo Oma auf Opa wartete, mit einem Topf Hirschgulasch. Wo Bardolein und Ingelchen wieder vereint waren.

Ich riss mich los. Es war noch einiges zu tun. In meinem Tempo würde ich zu Fuß sicherlich eine halbe Stunde bis zum Forsthaus brauchen. Zum Glück hatte ich die Taschenlampe. Ich ließ den Lichtkegel ein letztes Mal über die unheimliche Szenerie wandern. Opa. Der Hirsch. Ich leuchtete rüber, zum Wilderer.

Zur dritten Leiche. Der Blutfleck im Gras war fast nicht mehr zu erkennen. Den Wilderer konnte man auch nicht sehen.

Weil er weg war.

Kill your Darlings

Sofort knipste ich die Taschenlampe aus und duckte mich.

Keine Sekunde zu spät, ein Schuss zerriss das abendliche Gemurmel des Waldes. Mit einem splitternden *Ftocks!* schlug das Projektil nicht weit von mir in den Stamm eines Baumes ein. *Meines* Baumes. Auch wenn Buchenholz für normale Nasen keinen besonders ausgeprägten Eigengeruch hatte, mir drückte die erdbeerige Süße fast den Kopf ins Genick. Vogelflügel flatterten. Der Wilderer war noch am Leben.

Ich rannte los, in den Wald. Sofort wurde mir schwindelig. Mein Brustkorb schmerzte. Das alberne Herz des Charlie Berg, zu nichts zu gebrauchen, nicht für die Liebe, nicht für den Sport, gerade gut genug, um bei Schrittgeschwindigkeit das Blut zirkulieren zu lassen. Zwangsläufig reduzierte ich mein Tempo, dann blieb ich ganz stehen, stützte mich ab und horchte eine Weile in die Nacht hinein. Der Wald machte zaghaft da weiter, wo er unterbrochen worden war. Vorsichtig setzte auch ich ein Bein vor das andere. Ich sah fast nichts, die Taschenlampe zu benutzen kam jedoch nicht in Frage. Also tastete ich mich von Baum zu Baum, bis ich endlich etwas mehr erkennen konnte. Da war das Stück Nachthimmel, unter dem Opa den Wagen geparkt hatte. Von hier aus würde ich auch ohne das Licht der Taschenlampe zum Haus zurückfinden, ich musste nur dem Weg folgen.

Aber was, wenn der Schütze mir beim Forsthaus auflauerte?

Vielleicht wusste er, dass es der Förster war, den er erschossen hatte? Hatte er womöglich im Wald auf Opa gewartet? Konnte das sein? Mein eigener Angstschweiß biss mir in die Nase.

Als das Forsthaus nach einer knappen halben Stunde Fußmarsch in Sichtweite kam, verließ ich den Weg, um mich von hinten ans Grundstück heranzuschleichen. Das Haus lag friedlich im Dunkeln. Mit letzter Kraft kletterte ich bei den Gräbern über den Zaun und näherte mich der Veranda.

Grelles Licht schoss mir ins Gesicht. Ich zuckte zusammen und schmiss mich auf den Boden.

Idiot.

Nur der Bewegungsmelder. Ich hastete zur Hintertür, dort hatte ich deutlich mehr Schutz.

Der Reihe nach hob ich die Blumentöpfe hoch. Den ersten, zweiten, dritten. Unter dem letzten lag der Ersatzschlüssel.

Vorsichtshalber schob ich den Roller hinter das Haus, falls zufällig jemand in der Zwischenzeit zum Forsthaus kam. Dann klopfte ich mir sorgfältig die Stiefel ab, die Opa mir geliehen hatte, und wusch sie am Wasserhahn bei den Gartengeräten sauber. Ich dachte wirklich an alles, vielleicht sollte ich Auftragskiller werden. Wobei ich in Zukunft darauf bestehen würde, dass die Morde nicht im familiären Umfeld stattfanden.

Ich ging wieder nach vorn, zur Eingangstür, und als ich aufschloss, hörte ich im Haus ein Geräusch. Dann ein Quieken. Daran hatte ich nicht gedacht.

Von wegen Auftragskiller.

Schlimm genug, dass Opa als Wurmfutter im Wald lag und es womöglich Tage oder Wochen dauern würde, bis ihn jemand fand. Den alten Helmut konnte ich nicht allein und qualvoll verenden lassen.

Ich ging in die Küche.

Eutha-Narcodorm. Zum schmerzlosen und sicheren Einschlafen von Groß- und Kleintieren durch intraperitoneale oder intravenöse Injektion.

Eine Vene würde ich wohl nicht treffen, aber ihm die Spritze in den Bauch zu jagen, das sollte gehen.

Helmi. Er saß vor mir, blickte mit seinen blinden Milchmurmelaugen an mir vorbei gegen die Wand. Wie aufgezogen wischte seine Rute den Boden. Hin und wieder sackte sein Kopf nach vorn, als wäre er plötzlich zu schwer. Opa hätte das schon längst erledigen sollen. Er hätte das auch damals bei Oma machen müssen. Aber jetzt war Opa tot, und alles blieb wieder einmal an mir hängen.

Ich hatte es so satt. Der Depp der Familie zog die Spritze voll, piekte sie tief in den Bauch und drückte den Inhalt langsam in den Hund. *Viel hilft viel*, wie Opa zu sagen pflegte. Es hatte etwas Tröstliches, dass keiner der beiden ohne den anderen würde weiterleben müssen.

Um ganz sicherzugehen – und weil in der Flasche noch was drin war –, versuchte ich mich mit der zweiten Ladung daran, eine Vene zu treffen. Ich wählte den Innenschenkel, so wie es Frau Dr. Meinardt bei Rimbaud gemacht hatte. Da, wo ich die Lösung reinspritzte, bekam Helmut eine zweite Beule. Das war also danebengegangen. Aber wer wollte sich darüber jetzt noch beschweren? Ich überlegte, ihm die zweite Flasche auch noch zu verabreichen, entschied mich aber dagegen und steckte sie ein.

Nach kurzer Zeit fing Helmut an, leise zu wimmern. Zehn Minuten später war aus dem Wimmern ein herzzerreißendes Jaulen geworden. Eigentlich hatte ich sein Leiden beenden wollen, nicht vergrößern. Um es mir noch schwerer zu machen, ließ er sich jetzt nicht mehr streicheln, er schnappte nach mir, sobald ich es versuchte.

Dann fing er an zu schreien.

Mir blieb also nichts anderes übrig. Ich schulterte das Gewehr,

griff mir Helmut, der wild geworden um sich biss und dabei brüllte und weinte wie ein heiseres Menschenbaby. Die Windel hatte er auch voll, sie war warm und stank so heftig, dass ich die Luft anhalten musste, mein vom Adrenalin aufgepeitschter Geruchssinn war in der letzten Stunde konstant auf hohem Niveau gelaufen, inzwischen setzte die Erschöpfung ein, wie nach jeder Phase intensiver Nasenarbeit. Ich schaffte es kaum noch, die tierischen Exkreme wegzurechnen, die Faulgase, den sauren Darminhalt, alles bohrte sich mir ungebremst in den Kopf. Mit dem Bauch vorweg trug ich Helmi nach draußen, drückte dabei seinen Hals mit dem Unterarm nach oben, um die aufeinanderschlagenden Zähne von meinen Händen fernzuhalten. Bissspuren konnte ich keine gebrauchen. Draußen herrschte inzwischen vollständige Finsternis. Ich setzte ihn ab, drehte den Kopf weg und atmete ein paarmal durch den Mund. Der Bewegungsmelder sorgte klickend für Festbeleuchtung. Helmut schrie und taumelte im Kreis, immer wieder gaben die Beine nach. Ohne noch lange zu überlegen entsicherte ich.

Addio, alter Freund.

Helmut antwortete nicht.

Es tut mir leid.

Immer noch keine Antwort.

Ich drückte ab.

Hinten im Garten lagen bereits zwei Dackel begraben, Kurt Georg und Ludwig. Als wären es Söhne, die dort beerdigt waren, hatte Oma damals hübsche kleine Steingärten angelegt, mit runden Findlingen als Grabsteine.

Ich überlegte.

Opa hätte einfach ein Loch gebuddelt und Helmut hineingeworfen, ohne Grabstein. Das sah dem alten Brummkopf ähnlich.

Der Timer des Bewegungsmelders ließ das Licht immer wieder ausgehen, und weil ich am Ende des Grundstücks stand, während ich buddelte, musste ich jedes Mal hoch über dem Kopf mit der Schaufel wedeln, um Licht zu machen.

Keine Zeit, um innezuhalten. Ich klopfte die Erde fest. Ein bisschen Laub arrangierte ich so, als wäre es daraufgefallen. Helmut's Blut und Hirn in der Mitte des Gartens spülte ich mit einem Eimer weg, um den Rest würden sich die Mäuse kümmern. Dann entsorgte ich die leere Medizinflasche und die Spritze, wühlte beides mit dem Besenstil ganz nach unten in die Mülltonne und wusch die Stiefel erneut. Im Keller reinigte ich das Gewehr, Griff und Abzug zwei Mal, dann stellte ich die Steyr zurück in den Waffenschrank. Die übrig gebliebene Munition verstaute ich in einer der Schubladen. Sie klemmte leicht, mit einem Ruck zog ich sie etwas weiter auf als am Nachmittag. Buntes Papier kam zum Vorschein, ein Päckchen. Beim Gulasch hatte Opa von zwei Überraschungen gesprochen, die er noch für mich hatte, einer kleinen und einer großen. War das hier die große oder die kleine? An dem Paket steckte eine Karte. Vorn drauf eine Radierung: ein Hirsch. Ich drehte die Karte um. Sie war in Sütterlin geschrieben, eigentlich Omas und meine Geheimschrift. Ihr Sütterlin hatte immer weich ausgesehen, mit ausufernd geschwungenen Schnörkeln und hier und da einem Kringlel zu viel. Bei Opa sahen die Buchstaben alt aus, wie er, gestochen, kantig, eckig ins Papier gemeißelt.

Charlie.

Ich hatte mir immer gewünscht, sie Dietrich vererben zu können. Doch bei dir ist sie in besseren Händen.

Opa

Die kleine Holzkiste kannte ich, darin lag seine Luger o8, mit der er im Krieg gekämpft hatte. Was sollte ich mit der Nazipistole?

Ungeöffnet steckte ich die Kiste zurück in die Schublade, verbrannte Geschenkpapier und Karte im Waschbecken und spülte die Asche weg, bis nichts mehr zu sehen war. Erst dann schlüpfte ich aus der Tarnkleidung, zog Hemd, Anzug und meinen Dufflecoat an.

Jetzt durfte mir kein Fehler unterlaufen, alle Spuren meines Besuchs mussten getilgt werden. Meinen letzten prüfenden Gang durchs Haus begann ich unter dem Dach. Oben, in Ditos altem Zimmer zog ich das Bett ab, in welchem ich vor über zwanzig Jahren gezeugt worden war und heute nun doch nicht schlafen würde, dann faltete ich die Wäsche und verstaute sie im Schrank. In der Küche standen die benutzten Töpfe, unser Geschirr, zwei Teller. Den Rest Gulasch füllte ich in eine Tupperdose, schrieb das Datum meines letzten Besuchs im Juni darauf und stellte es in die riesige Gefriertruhe zu den vier Hirschsultern. Zwei Gläser standen in der Spüle – meins war noch halb voll. Ich goss es aus, wusch ab, stellte alles zurück. Anschließend ging ich noch einmal in den Keller. Das Labor hatte ich aufgeräumt hinterlassen. Doch auf dem Etikett meiner jüngsten Duftkreation war das heutige Datum verzeichnet. Ich löste es ab, zerrieb es unter dem laufenden Wasserhahn zu einer kleinen, matschigen Kugel, schluckte sie herunter und schrieb ein neues Etikett für die Mixtur. Ebenfalls mit dem Junidatum. Und einem neuen Namen: »Tränenwind«. Nur ein kriminologisches Genie à la Sherlock Holmes würde anhand des Duftes schlussfolgern können, dass mich die Nordsee dazu inspiriert hatte, nachprüfen, wann ich das letzte Mal an der See gewesen war, und somit herausfinden, dass das Datum auf dem Etikett nicht stimmen konnte. Aber ein Polizist aus Leyder war zu einer solchen gedanklichen Komplexität mit Sicherheit nicht in der Lage. Er würde das Parfum nicht öffnen, geschweige denn den Duft lesen können. In Leyder starben die Menschen eines natürlichen Todes, vor dem Fernseher, beim Tanzen auf dem Schützenfest oder auf der Toilette des

Tischtennis-Clubheims. Und Parfum wurde nicht des Geruchs wegen gekauft, sondern aufgrund von mehr oder weniger gelungenen Marketingkampagnen. Ich ließ meinen Blick noch einmal über die Kolben, Fläschchen und Pipetten wandern. Mein Labor. Wehmütig schloss ich die Tür.

Im Flur hing der Tarnoverall, ich untersuchte ihn auf Blutspuren. Alles sauber. Einem Impuls folgend öffnete ich noch einmal die Schublade mit der Munition. Ein feiner Geruch, wie von Metallspänen, war vorhin aus der Holzkiste gestiegen, warum hatte ich ihn ignoriert? Ich klappte den Deckel auf und nahm die Luger heraus. Oh je. In den Lauf war ein Name graviert. Mein Name. Dieser Wahnsinnige, wann hatte er das machen lassen? Ich steckte die Waffe zurück in die Holzkiste, nahm sie mit nach oben und verstaute auch sie in meiner Reisetasche.

Jetzt durfte die Polizei kommen.

Ich löschte das Licht und schloss das Haus ab. Den Schlüssel versteckte ich wieder unter dem Blumentopf, die Maglite kam in das Fach unter dem Sattel.

Dann setzte ich den Helm auf und schob den Roller vom Grundstück. Da es leicht bergab ging, konnte ich den Weg hinunterrollen, fürs Erste ohne Licht.

Auf der Straße zündete ich den Motor und gab Gas. Das Licht ließ ich noch aus, bog nach links ab, obwohl es rechts schneller nach Hause ging. Aber dort würde ich durch ganz Piesbach fahren müssen, und irgendjemand aus dem Dorf würde mich sehen. Meine zerrissene Hose, die dreckigen Schuhe bemerken. Wenn ich den Umweg über Leyder nahm, kam ich von der anderen Seite ins Dorf und war sofort bei uns in der Sudergasse.

Was für ein Schlamassel.

Der rote Riese war tot.

Helmut war tot.

Opa war tot.

Nur der Wilderer nicht.

Wenn er überleben sollte, würde er vermutlich nicht zur Polizei gehen und Anzeige erstatten. Aber vielleicht wollte er den einzigen Zeugen beseitigen?

Links und rechts verschwamm der Wald zu einer graubraunen Wand, die Bäume standen bis dicht an die Straße, nur selten rauschte eine schwarze Lücke vorbei, wenn ein Weg ins Dunkel führte. Ich sah schon das Ende des Waldstücks vor mir und beschleunigte, als weit in der Ferne Autoscheinwerfer auftauchten. Zum Glück fuhr ich noch immer ohne Licht. Auf der linken Seite führte der letzte Waldweg auf den Kuckucksberg hoch, zum Faunichoux-Anwesen. Also bog ich ab, fuhr rechts an der Schranke vorbei, wendete und machte den Motor aus. Ich wollte auf Nummer sicher gehen. Besser, niemand sah mich hier. Mit dem weinroten Helm. Auf meinem eierschalenfarbenen Roller.

Das Auto rauschte vorbei.

Als ich es nicht mehr hören konnte, startete ich den Motor. Ich machte das Licht an. Es war irgendwie zu hell. Da war auch nicht nur meins, da war noch mehr Licht. Zitternd strahlte es die Schranke an. Und mich. Von hinten. Aus dem Wald.

Puls und Nase

Jetzt hörte ich es auch. Ich blickte mich um. Ein Auto kam mit viel zu hoher Geschwindigkeit den Berg hinunter auf mich zugerast. Es war nicht mehr weit entfernt, die geschlossene Schranke schien den Fahrer nicht im Geringsten zu stören. Ich gab Gas, fuhr seitlich am Fallbaum vorbei und schoss auf die Straße. Als ich den Lenker herumriss, rutschte der Roller unter mir weg, ich machte ein paar Schrauben auf dem Asphalt, während die Vespa weiterschlitterte.

Der Originallack. Und mein Mantel war auch ruiniert.

Ich drehte den Kopf und sah, wie ein weißer Lieferwagen hinter mir durch die Schranke krachte. Glas splitterte, beide Scheinwerfer erloschen, trotzdem fuhr der Wagen unbeirrt weiter geradeaus, direkt in den Wald. Erst dort kam er mit einem dumpfen Knall an einem dicken Baumstamm zum Stehen, mit dem Heck noch halb auf der Straße. Eicheln prasselten aufs Dach. Der Motor hustete ein letztes Mal, wie ein alter Mann, für den es sich nicht mehr lohnte, mit dem Rauchen aufzuhören.

Ich erhob mich, nahm den Helm ab, humpelte zum Roller und richtete ihn auf. Anschließend holte ich die Taschenlampe hervor und knipste sie an. Die Schuhe waren ein Fall für die Altkleidersammlung. Kurz beleuchtete ich den Schaden an der Vespa. Ein paar hässliche Schrammen, weniger als erwartet. Beim Auto sah das anders aus. Die Schnauze war vollkommen zerquetscht, und die Windschutzscheibe hatte einen Riss.

Langsam humpelte ich näher. Durch das Seitenfenster leuchtete ich ins Innere. Vorn saß er, über dem Steuer zusammengesackt. Altes dunkles Blut klebte an seinem Hals. Er hatte es also tatsächlich bis zum Auto geschafft, nur bei der Fahrt den Berg hinunter musste er dann, geschwächt vom Blutverlust,

das Bewusstsein verloren haben. Anders war seine Kamikazefahrt nicht zu erklären. Oder hatte er mich tatsächlich aus dem Weg räumen wollen? Keiner von uns beiden hatte Interesse daran, dass der andere erzählen konnte, was im Wald vorgefallen war.

Dieses Mal musste ich sichergehen, dass er tot war. Ich öffnete die Fahrertür, meinen Ärmel als Handschuh gebrauchend, die Innenraumbeleuchtung funktionierte noch. Sein Blut, altes und neues, sein abgestandener Schweiß, frisch von Todesangst durchwirkt, die olivfarbene, fettige Tarnpaste im Gesicht, von oben aus der Ablage Wildleberpastete und Vollkornbrot, aus dem Motorraum Öl, sämtliche Gerüche fächerten sich in mir auf. Kein Atmen. Am Hals suchte ich seinen Puls. Ich fand keinen. Wo findet man den Puls? Ich suchte bei mir selbst. Ich hatte auch keinen.

Bin ich tot?

Kann ich deshalb mit Tieren sprechen?

Nein, da puckerte es.

Ich prüfte die gleiche Stelle beim Wilderer, dazu musste ich direkt in den verkrusteten Schlamassel an seinem Hals fassen und fester drücken als zuvor.

Frisches Rot quoll hervor.

Pulsierte da etwas? Ganz schwach? In den Geruch von frischem Blut mischte sich etwas anderes, Tierisches. Der ganze Laderaum musste voller Wild sein. Aber ich witterte etwas noch Wilderes. Etwas Lebendiges. Konnte das sein? Ich drehte mich um und leuchtete umher, doch eigentlich brauchte ich die Taschenlampe nicht. Auf meine Nase war Verlass.

Das Festmahl

Der Geruch der erlegten Tiere und der des frischen Bluts hatten ihn angelockt. So wie eine Bahnhofsbäckerei Reisende ködert, indem sie ihre fettschwangere Ofenluft in die Wartehalle pustet.

Er stand am Rande der Straße und fixierte mich. Hager, grau, struppig.

Die Augen funkelten so kitschig im Licht der Taschenlampe, ein Lektor hätte seinen mangacomichaften Auftritt vermutlich herausgestrichen.

Er war allein.

Und er wollte das Wild.

Kannst du haben.

Ich machte einen Schritt in Richtung Heck.

Der Wolf duckte sich und fletschte die Zähne.

Er wusste, dass ihn hier irgendwo ein Festmahl erwartete. Er verstand bloß noch nicht, dass ich sein Kellner war.

Ruhig.

Er knurrte. Ich blieb stehen. Das war also keine gute Idee. Um zur Heckklappe zu gelangen, würde ich dem Wolf weiter entgegengehen müssen. Er sah abgemagert aus. Und nicht sehr wählerisch.

Jetzt setzte er sich langsam in Bewegung. Ich bewegte mich ebenso langsam, nur rückwärts. Dann wurde er schneller.

Ich drehte mich um und rannte los, es waren nur ein paar Schritte bis zum Auto, die Tür stand zum Glück noch offen, ich krabbelte hinein, hörte Tatzen auf Asphalt, irgendwie kletterte ich über den Rücken des Wilderers, den ich dabei aufs Lenkrad drückte, viel zu laut zerteilte die Hupe die Nacht, ich riss die Tür

hinter mir zu, genau, als der Wolf gerade abhob. Dabei erwischte ich ihn hart am Kopf. Es knallte, und er gab einen kleinen Laut von sich. Als wäre er zu cool, um zuzugeben, wie weh das getan hatte. Die Tür fiel ins Schloss, das Licht im Wageninneren erlosch.

Jetzt war er nicht nur hungrig, sondern auch sauer, sein Körper schüttete Adrenalin und Alphasudstoffe aus.

Ich war gefangen.

Jederzeit konnte ein Auto kommen.

Der Wilderer gab ein Geräusch von sich, als würde man die Luft aus ihm rauslassen.

Sein Gewehr! Es musste hier irgendwo liegen, ich schickte meine Nase auf die Suche, Pulver und Waffenöl riefen meinen Namen. Ich betätigte den Schalter für das Innenlicht und griff hinter die Sitzreihe, nahm das Gewehr und prüfte, ob es geladen war. Natürlich war es leer, das wäre auch zu einfach gewesen. Im Handschuhfach war nichts. Über der Windschutzscheibe gab es eine Ablage, ich tastete herum und fand eine kleine Militärtasche. Darin war die in Butterbrotpapier eingewickelte Stulle, die Wildschweinleberpastete roch unangemessen köstlich, Knoblauch, Zwiebel, Thymian, Rosmarin, Apfel, Bärlauch, Zesten von Zitrone und Orange, da hatte jemand, der sein Handwerk verstand, mit Sherry abgelöscht und die richtige Menge an Preiselbeeren untergemengt. Ich hatte Hunger, doch an Essen war nicht zu denken. In der Tasche befand sich außerdem ein schwarzes Portemonnaie, ein dickes, wie es nur Kellner und Taxifahrer benutzen, und ein Karton Fiocchi-Patronen.

Die Munitionspackung war leer.

Das Portemonnaie nicht.

Ich hatte erst ein Mal in meinem Leben einen 500-DM-Schein gesehen. Hier waren ganz viele davon.

Ich zählte das Geld, die schmutzigen Geschichten vieler Hände zogen an mir vorbei.

Ein plinkerndes Kratzen riss mich aus der Konzentration, das Gesicht des Wolfes erschien direkt neben mir am Fenster der Beifahrertür. Er setzte die Pranken gegen die Scheibe, sah mich an und zeigte mir sein wunderschönes Gebiss. Ich konnte den Mundgeruch durch die Scheibe schmecken. Mein Herz versuchte aufzugeben, verlangsamte, stolperte, doch ich schloss die Augen und atmete es wieder in Gang.

So viel Geld. Und keine Munition.

Das Gesicht des Wolfs verschwand wieder.

Ich überlegte. Der Wilderer war ein Krimineller. Ein Mörder. So viel Bargeld hatte er sicherlich nicht mit ehrlicher Arbeit verdient.

Ich fing noch mal von vorn an zu zählen. Es waren siebenundzwanzig 500er und einige kleinere Scheine, insgesamt fast 15 000 DM.

Ich löschte das Licht.

Der Kopf des Wolfes tauchte erneut auf, diesmal auf der Fahrerseite, jetzt blieb mein Herz bereits ruhig.

Wenn ich das Geld hierließ, hatte niemand etwas davon. Es würde von der Polizei beschlagnahmt werden. Oder ein Rettungssanitäter würde sich sein schmales Gehalt aufbessern. Da hatte ich es doch eher verdient. Schließlich hatte der Besitzer meinen Großvater erschossen.

Ich steckte das dicke Portemonnaie in die Innentasche meines Mantels.

Jetzt musste ich hier nur noch heil wegkommen. Wie konnte ich den Wolf vertreiben? Und was war mit dem Wilderer?

Ich sah ihn mir an.

Der Mann würde diese Nacht sehr wahrscheinlich nicht überstehen. Wenn doch, würde ich in eine unendliche polizeiliche Untersuchung verwickelt werden und könnte den Leuchtturm vergessen.

Er hatte meinen Großvater ermordet.

Er hatte mich gesehen.
Er hatte auf mich geschossen.
Es war quasi Notwehr.
Ich öffnete die Fahrertür.

Ich hab hier was Feines für dich.

Der Wolf antwortete nicht. Anscheinend sprach ich nur Hirsch.

Ich stemmte mich mit dem Rücken gegen meine Tür und stieß den Wilderer mit den Füßen vom Sitz. Er platschte auf die Straße.

Zum Glück hatte er sich für seine letzte Fahrt nicht angeschnallt, der Zusammenprall mit der Eiche hatte ihm eine frische Platzwunde am Kopf zugefügt. Der metallische Geruch von Blut flammte erneut auf, als er mit der Stirn zuerst auf den Asphalt schlug.

Sehr gut, das würde den Wolf magisch anziehen, ich riss die Fahrertür schnell wieder zu und beobachtete das Tier.

Guten Appetit.

Er schien meine Einladung anzunehmen. Ich zog den Ärmel über den Handballen und putzte alles, was ich berührt hatte, sorgfältig ab. Dann öffnete ich leise die Beifahrertür, stieg aus, drückte sie sanft zu und schlich mich um das Heck des Autos. Ich blickte um die Ecke.

Der Wolf beachtete mich nicht, er beschnupperte den Wilderer. Ich ging ruhig zum Roller und setzte mich darauf.

Bitte.

Ich drehte den Schlüssel um. Der Roller sprang an.

Danke.

Ich setzte den Helm auf und fuhr nach Hause.

Zu Hause

Ich hatte Glück.

Bis zum Kreisel in Leyder kam mir kein Auto entgegen. Auch auf dem Heimweg über die Dörfer waren es nur vier Fahrzeuge, keines davon kam mir bekannt vor. Ich glitt an dunklen Häuserfronten vorbei in die Sudergasse, parkte den Roller mit der zerkratzen Seite dicht an der Wand unseres Endreihenhauses. Am besten, niemand bekam die Schrammen zu Gesicht. Ich würde die Vespa gleich morgen zu Nachhatar in die Werkstatt bringen. Zum Glück hatte ich das Haus noch einen Tag für mich allein. Mein anderer Großvater hatte meine kleine Schwester mit nach Italien genommen, die zwei würden erst morgen Abend zurückkehren. Dito und Stucki waren mit ihrem Duo, dem *Toytonic Swing Ensemble*, noch auf Japantournee und kamen am Ende der Woche wieder. So konnte ich mich also in Ruhe um alles kümmern. Lesestoff für Fritzi aus der Bücherei holen. Meine von Kopf bis Fuß unbrauchbar gewordene Garderobe entsorgen. Und mein Videotape für Mayra fertig aufnehmen. Ich wartete schon fast ein halbes Jahr auf ihr Abschiedstape und hoffte, dass es während meiner Abwesenheit endlich angekommen war. Denn solange ich es noch nicht gesehen hatte, konnte ich keine Antwort aufnehmen, so hatten wir es all die Jahre gehalten. Bevor die Kassette des anderen nicht da war, filmte man höchstens ein paar Minuten, so wie ich den Wald gefilmt hatte, niemals mehr. Man brauchte genug Platz auf dem Tape, um auf den anderen eingehen zu können, sonst wäre das Ganze zu einem bezugslosen Monologisieren verkommen, wie bei Talkmastern und Politikern, die in Fernsehinterviews Scheingespräche führten, bei denen Frage und Antwort nichts miteinander zu tun hatten. Auf unsere Art blieb es, wenn auch in Zeitlupe, ein Dialog.

Aber spielte das jetzt noch eine Rolle? Es würde ohnehin das letzte Mal sein, dass ich einen Teil meiner Welt mit der Kamera einfing und über den Ozean zu ihr sandte.

Ich stand vor der Wohnungstür im Souterrain und betrachtete unseren überdimensionierten Briefkasten. Schon vor vielen Jahren, als ein wichtiges Tonband von Stucki abhandengekommen war, hatte mein Vater dieses gigantische Blechmonster angebracht. Damit niemals wieder ein Paket oder ein zu dicker Umschlag vom Postboten auf den Briefkasten gestellt werden musste. Eine alptraumhafte Vorstellung, Mayras Tape könnte von jemandem aus der Nachbarschaft gestohlen worden sein. Ich öffnete die Klappe. Werbeblättchen quollen heraus, einige Ausgaben des Piesbacher Kuriers und ein paar Rechnungen. Mit hektischen Fingern durchwühlte ich den Papierwust, aber vergebens. Kein dicker Umschlag mit hübschen, bunten Briefmarken.

Enttäuscht schloss ich die Klappe und holte tief Luft. Dabei stieg mir frischer Grasgeruch in die Nase. Er kam aus unserem Haus. Das konnte nur bedeuten, dass mein Vater und Stucki früher als geplant zurückgekommen waren. Ich blickte an mir herunter. Besser, sie sahen mich nicht mit den zerschrabbelten Schuhen und in der zerrissenen Kleidung.

Leise schloss ich die Tür auf und entledigte mich der Wildlederschuhe. Aus dem Studiokeller drängelten sich die Bässe nach oben, hier im Haus stank es nun aufdringlich nach Marihuana. Anscheinend hatten die beiden seit ihrer Heimkehr ohne Unterbrechung gekiffert und nicht ein einziges Mal gelüftet. Die kleine rote Lampe des Anrufbeantworters blinkte hektisch, er war voll. Ich nahm die Kassette heraus, ging in das Zimmer, das ich mir mit meiner kleinen Schwester teilte, und legte sie ins Tapedeck. Unser Panasonic AB ließ sich glücklicherweise mit handelsüblichen Leerkassetten füttern, nicht mit den kleinen für Diktiergeräte. Ich stellte die Reisetasche und die Schuhe ab, spulte zurück

und zog alles aus. Die Hose war hinüber, doch das war nicht weiter schlimm, dank Nonno hatte ich mehr Anzüge, als ich jemals würde tragen können. Schade war es nur um den Dufflecoat und die italienischen Lederschuhe. Es war 21:12 Uhr, zu spät, um ein Feuer zu machen. Wir hatten eine Tonne hinter dem Haus, ich konnte die Kleidung erst morgen darin verbrennen. Die Schuhe würde ich in den Altkleidercontainer werfen, gleich neben Nachhatars Werkstatt stand einer. Ich knotete die Schnürsenkel zusammen, stopfte sie zu den anderen Sachen in den Stoffbeutel und schob ihn unters Bett. Das Jackett war noch in Ordnung, ich hängte es auf die Kleiderstange. Rasch kleidete ich mich komplett neu ein, zog auch andere Schuhe und meinen dunklen Trenchcoat an.

Dann trat ich an meinen Giftschränk: ein metallenes Schmuckstück aus den Fünfzigern, pastellgelb, mit gestreifter Milchglasplatte, das bei Dr. Kutschers Praxisauflösung in meinen Besitz gelangt war. Ich griff mir an den Hals, zog die Kette mit dem Schlüssel hervor, schloss auf und atmete das ausströmende Duftgemisch tief ein: Papier, Tinte, Toner, Videobänder, Musikkassetten, Fotos, die beißende Chemie von Polaroids. In diesem Schrank verwahrte ich alle Anrufbeantworterkassetten, meine Notizbücher, Formelsammlungen, Rezepthefte, verschiedene Logbücher und die Leitz-Ordner mit den ganzen Zeitungsartikeln. Außerdem noch Briefe, in Ziplocs nach Absendern sortiert, Fotoalben, alle Videokassetten von Mayra, mitsamt den Kopien meiner Antworttapes für sie, nummeriert, datiert, chronologisch sortiert, immer abwechselnd. Dieses Archiv war mein Leben, hier hatte alles seine Ordnung. *Meine* Ordnung. Allein der Anblick des geöffneten Schränks ließ mich ruhiger werden, und der Duft, er flüsterte mir zu, dass alles gut würde.

Fast ein Viertel des ganzen Schränks wurde von einem robusten Metallkasten ausgefüllt, dem Safe. Ich öffnete das vierstellige Zahlenschloss. Hier lagerten meine Tagebücher, ein paar

Klemmbinder mit brisanten Fritz-Geschichten, diverse Briefentwürfe und die Logbücher mit den Vergiftungen, die ich überlebt hatte. Im unteren Fach lag die Mixkassette, die meine Mutter niemals erhalten hatte. Als Erstes nahm ich die unbenutzte Flasche *Eutha-Narcodorm* aus der Innentasche des Jacketts und stellte sie dazu. Dann zog ich die Reisetasche heran, öffnete den Reißverschluss und nahm das Tape aus der Kamera, verstaute es im Safe, dann die Maglite. Des Weiteren waren noch die Schachtel mit der Luger o8 und das dicke Portemonnaie des Wilderers in der Tasche.

Was für ein Schlamassel.

In diesem Moment ging im Flur die Kellertür auf, das *Toytonic Swing Ensemble* und ein Nebel aus Gras, Schwarztee und Röhrenverstärkern quollen heraus, quer über den Gang durch meine offene Tür bis ins Zimmer. Hastig griff ich mit der einen Hand das Portemonnaie und mit der anderen die Holzkiste der Luger, sie klappte auf, und die Pistole fiel mitsamt einigen 9mm-Patronen heraus. Schlurfende Schritte kamen näher. Ich stellte die Kiste mit links in den Safe, warf das Portemonnaie mit rechts zurück in die Reisetasche, schob die Munition mit dem Fuß unter den Schrank und schlug die Tür zu. Während ich mich bückte, um auch die Waffe in die Reisetasche zu stopfen, hörte ich Dito auf dem Flur rufen: »Charlie?«

Ich nahm die Reisetasche in die Hand und warf sie genau in dem Moment aufs Bett, als er mein Zimmer betrat. Sie klappte auf, ganz oben thronte die Luger.

»Hey.«

Mein Vater klang niedergeschlagen. Ich drehte mich zu ihm um.

»Dito! Ich bin gerade zur Tür rein«, sagte ich so überrascht wie möglich, zog meinen Trenchcoat aus und warf ihn beiläufig in Richtung Bett. Er landete auf der Reisetasche.

»Was machst du denn schon hier?«, fragte ich.

Kein dämlicher Spruch, kein Grinsen, seine ganze Haltung hatte etwas Hündisches, Gebrochenes. Jetzt roch ich es auch, er hatte Alkohol getrunken, Schnaps, was selten vorkam.

»Ich bin auch erst heute Mittag gekommen.«

»Und, wie war die Tour? Seid ihr jetzt *big in Japan*? Wo ist Stucki?«

»Stucki ist noch in Thailand.«

»Wieso Thailand?«

»Er sitzt im Knast.«

»Wie bitte?«

Dito ließ sich auf meinen Schreibtischstuhl fallen, stützte die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände. Mit einem saftigen *Knelack!* stoppte das Tapedeck, die AB-Kassette war fertig zurückgespult. Dito reagierte nicht. Er richtete den Oberkörper auf und streckte sich mit geschlossenen Augen. Ein langes Ächzen knisterte in seinem Hals und ging in ein Gähnen über. Dann strich er sich seine wenigen Haare zurück, klimperte mit den roten Augen, bis er wieder klar gucken konnte, und sah vor sich auf den Boden, wie ein Schüler, der beim Direktor einen Streich zu beichten hatte.

»In Japan sind ein paar Termine weggebrochen. Unser Booker hat uns spontan auf einem Festival in Thailand untergebracht. In der Nähe von Bangkok auf dem Land. Das war der Hammer.«

Ein Lächeln zog durch sein Gesicht.

»Und dann?«, fragte ich.

»Die Leute haben uns total gefeiert. Die kannten uns! Und das Gras war unglaublich. Ich hab noch nie so gutes Dope geraucht. Unfassbar. Fand Stucki auch.«

»Und dann habt ihr beschlossen, was davon mit nach Hause zu bringen.«

Dito schwieg, reckte sein Kinn vor und rieb seinen unrasierten Hals.

»Ja, nee, also, ich nicht. Stucki hat das auf eigene Faust durch-

gezogen. Ist ja auch egal. Er wird jetzt gerade im Bangkok Hilton durchgebumst, und wir brauchen 25 000 Mark, um ihn da rauszuholen.«

»Oh Leute, wie blöd muss man sein ...«

Ich stemmte die Hände in die Hüften. Es fühlte sich lächerlich und richtig zugleich an.

»Und Kemina?«

Kemina war Stuckis Frau und Mayras Mutter. Ihrem Job beim Goethe-Institut war es zu verdanken, dass die beiden Marihuanafreunde mit ihrer Krautjazzband hin und wieder in ferne Länder reisen durften.

»Sie war zum Glück noch in Osaka und ist sobald es ging rübergeflogen. Jetzt versucht sie von dort aus, die Sache zu regeln und das Geld zusammenzukratzen. Aber selbst mit Keminas und Stuckis Erspartem und dem bisschen, was wir auf der Tour verdient haben, fehlen uns immer noch 12 000 Piepen für den Anwalt, die Kaution und was man da sonst noch so alles zahlen darf. Vom Rückflug ganz zu schweigen.«

»Was für ein Scheiß. Kann Achill das nicht erst mal auslegen?«

Achill van Ackeren war der Inhaber ihres kleinen Plattenlabels.

»Der hat sich gerade mit einer neuen Ferienanlage übernommen und sowieso vor der Reise in die Nachpressungen unserer alten Alben investiert, weil er dachte, die Japaner reißen uns das Zeug aus den Händen. Haben sie leider nicht. Gibt zu viele Bootlegs von uns da drüben.«

Wir schwiegen eine Weile, Dito schloss erneut die Augen und strich sich immer wieder durch den lächerlichen Rest langer Haare, der auf seinem Kopf ein trauriges Dasein fristete. Nach Opa als Geldgeber brauchte ich nicht zu fragen, das hätte ich selbst dann nicht getan, wäre er noch am Leben gewesen. Die beiden redeten schon lange nicht mehr miteinander. Aber es gab ja noch den anderen Opa, Ditos Schwiegervater.

»Kannst du dir vielleicht was von Nonno leihen?«, fragte ich.

Er sah mich an, als hätte ich ihm vorgeschlagen, er solle sich die Geldscheine selbst malen und mit der Nagelschere ausschneiden.

Ich setzte mich aufs Bett.

Natürlich dachte ich an das dicke Portemonnaie. Und an den Hirsch. Er hatte wirklich mit mir kommuniziert. Per Gedankenübertragung. Ich glaubte nicht an Fügung, Zeichen oder Schicksal. Aber wie passend war es, dass ich vor gerade einmal einer halben Stunde zu so viel Geld gekommen war? Ich musste mir lediglich noch eine schlüssige Geschichte ausdenken, woher ich das Geld hatte. Dann könnte ich Stucki retten. Ich wäre der Held, nicht nur für Dito und Stucki. Wenn ich ihren durchgeknallten Ziehvater aus dem Knast holte, auch für Mayra.

»Ich frage meinen Chef. Der streckt mir bestimmt was vor, für den sind 10 000 ein Witz. Und 4000 habe ich selbst noch auf dem Sparbuch.«

Dito sah mich an.

»Marlon Künstler, aus deiner Werbeagentur? Die Flachpfeife soll uns helfen? Oh Mann, ist das peinlich. Was willst du dem denn erzählen?«

»Ich denke mir irgendwas aus, der Typ ist zwar ein Vollidiot, aber wenn er irgendwas mit Geld für mich regeln kann, ist er glücklich.«

»Ja?«

»Klar. Seit wir mit meiner Idee den *Crunchoxx*-Etat geholt haben, frisst er mir aus der Hand. Er hat von seinen Freunden in der Jury gehört, dass wir mit der Kampagne ein paar Goldfäuste gewinnen können, und nennt mich seitdem nur noch *Goldberg*.«

Dito schüttelte den Kopf. »Na, wenn du meinst ... scheiße ...«

Seine Stimme erstickte, er unterdrückte ein Schluchzen und vergrub sein Gesicht in den Handflächen.

Ich zog die schwarzen Schuhe aus, in die ich erst vor wenigen

Minuten geschlüpft war, ging zu ihm rüber und legte meine Hand auf seine Schulter. Dabei trat ich auf eine Patrone, es tat weh. Vom unerwarteten Schmerzimpuls angetrieben, fielen Ditos Gras-, Schweiß- und Alkoholausdünstungen sofort in Einzelteilen über mich her, ich ließ mir nichts anmerken.

»Ziemlich anstrengende Reise, die du da hinter dir hast, oder?«, fragte ich.

Mit verweinten Augen sah er mich an, eine vorsichtige Vorfreude lag in seinem Blick, er ahnte, was die Bemerkung zu bedeuten hatte.

Ich fuhr fort.

»Wir haben noch Hirschrücken eingefroren. Soll ich morgen einen Topf Gulasch aufsetzen?«

Hirschgulasch. Seine Mutter hatte es nur gekocht, wenn jemand auf eine wichtige und kräftezehrende Reise ging – oder von einer wiederkam. Seit ihrem Tod war ich dafür zuständig. So wie heute Mittag bei Opa, ich war von einer wichtigen Reise gekommen. Dass es gleichzeitig auch ein Abschieds-Gulasch für Opas letzte Reise wurde, hatte niemand ahnen können.

Opa ist tot.

»Oh ja. Fritzi und Nonno kommen morgen zurück, du bist auch gerade erst wieder da – ich denke, das können wir gelten lassen.«

Dito war die Einhaltung der von Oma aufgestellten Regel extrem heilig. Opa hatte es nach ihrem Tod damit nicht mehr ganz so genau genommen. Oft genug hatte ich ihm einfach so einen Topf gemacht, wenn ich ihn besuchte. Die sechs Kilometer von uns bis ins Forsthaus hätte Oma nicht als Reise durchgehen lassen. Doch es war die einzige Art von Liebe, die ich Opa geben konnte. Dito wusste davon ebenso wenig wie von unseren Jagdausflügen. Vor allem wusste er nicht, dass sein Vater jetzt da draußen im Wald lag.

»Ich müsste nur morgen mal raus zu Opa fahren, die Schwarzkiefernadeln besorgen. Hab ihn eh schon lange nicht mehr be-

sucht. Und dann rufe ich bei Marlon an. Ich erzähl ihm, euch wäre auf der Asien-Tour das Equipment gestohlen worden.«

Dito schwieg. Er prüfte einmal mehr seine Haare. Es schien in den letzten fünf Minuten noch weniger geworden zu sein. Ich bückte mich, wie um mich am Knöchel zu kratzen, griff die Patrone und ließ sie im Socken verschwinden.

»Wir kriegen Stucki da raus. Um ihn musst du dir keine Sorgen machen, der weiß sich zu verteidigen. Wenn er wieder hier ist, mach ich noch einen Topf Gulasch, und dann gibt es eine Geschichte mehr. Eine Knast-Geschichte, die fehlte noch in der Sammlung.«

Die großen Gulascherzählungen

Aufgrund der Familientradition, das Hirschgulasch nur dann zu kochen, wenn jemand von einer Reise zurückkehrte oder eine Reise bevorstand, war fast jeder Topf mit einer Story verknüpft, die anschließend Teil des Kanons der großen Gulascherzählungen wurde. Der Begriff »Reise« wurde hierbei von meiner Oma durchaus großzügig ausgelegt – es konnte sich auch um eine Reise ins Totenreich oder den Beginn eines neuen Lebensabschnitts handeln.

Sobald wir beisammensaßen und das dicke, durch den Honig fast klebrige Gulasch seinen Geschmack im Raum verteilte, wurde erzählt. Oma, Dito oder Stucki ergriffen meist das Wort, als Kind saß ich nur dabei und lauschte. Auch Opa saß stumm wie ein Baum etwas abseits und löffelte seinen Teller noch, wenn alle anderen längst fertig waren. Meine Mutter war immer nur als Teil der ein oder anderen Geschichte anwesend.

Einige der Ereignisse hatte ich selbst miterlebt, und so konnte ich beobachten, dass die Erzählungen sich im Laufe der Jahre immer weiter von den Geschehnissen entfernten, wie ich sie erinnerte. Auch drifteten die Versionen ein und derselben Geschichte immer weiter auseinander, je nachdem, wer sie erzählte und wie lange das ursprüngliche Ereignis zurücklag.

Meine liebste Hirschgulascherzählung war die Entstehungsgeschichte des ersten *Toytonic-Swing-Ensemble*-Albums. Jedes Mal, wenn Stucki aus Mexiko zu Besuch war und das Gulasch in den Tellern dampfte, erzählten Dito und er diese Episode gemeinsam, sich ständig gegenseitig ins Wort fallend, zuprostend und Tränen lachend.

The Forsthaus Chronicles

1973 wollten Oma und Opa Kratzer für zehn Tage in die Alpen zum Wandern fahren. Oma kochte vor der Abreise einen extra großen Topf Hirschgulasch. Ein schnöder Urlaub reichte sonst nicht als Anlass, doch es handelte sich insofern um eine wichtige Reise, als das Ehepaar Kratzer noch nie zusammen Urlaub gemacht hatte. Oma hatte als junge Frau ganz allein die Welt bereist, war in Kanada, Afrika, in Indien, Tibet, in Japan gewesen, doch dann hatte sie Bardo getroffen, sich in ihn, sein Häuschen und den Wald, den er für die Familie Faunichoux hütete, verliebt, war schwanger und damit sesshaft geworden. Ausgerechnet im Wald bei Leyder endete ihr Weg. Sie gebar ihm ein Kind, Dietrich, er kam in einer dunklen Neumondnacht zur Welt – ohne Hebamme oder ärztliche Hilfe. Opa desinfizierte sein Jagdmesser mit Korn, zerschnitt die Nabelschnur und trank

den Schnaps. Es sollte nichts nützen: Sein Sohn hasste die Jagd, hasste die Waffen, das Tiereaufschneiden, und je mehr Versuche sein Vater unternahm, aus ihm einen Jägersmann zu machen, desto mehr verabscheute der kleine Dito auch seinen Vater.

Der Wald, in dem sie lebten, war Opa immer genug, doch je älter und selbstständiger das Kind wurde, desto größer wurde Omas Fernweh. Und endlich, als Dito bereits seit drei Jahren ausgezogen war, verließ das Ehepaar Kratzer für einen Urlaub gemeinsam den Wald. Es kam nur Dito in Frage, um Dackel Kurt Georg – Helmis Vorgänger – und das Haus zu hüten. Er sagte zu und hatte das Forsthaus zum ersten Mal in seinem Leben für sich allein.

Der Pick-up der Kratzers hatte gerade den Hof verlassen, da fuhr Stucki schon mit seinem Bulli vor. Sie stellten das ganze Wohnzimmer voll mit Instrumenten – Schlagzeug, eine Farfisa-Orgel, ein elektrisches Wurlitzer-Piano, E-Gitarre und Bass, einen Fender Twin Reverb, einen Orange-Verstärker, natürlich auch ihre Hörner und Stuckis Sammelsurium an exotischen Instrumenten sowie eine selbstgebastelte »Raschelkiste« mit Stahlfedern und Kontaktmikrofonen. Sie hatten sich eine Bandmaschine und gute Mikrofone geliehen. Von morgens bis abends nahmen sie das auf, was die erste *Toytonic-Swing-Ensemble*-Platte werden sollte: *The Forsthaus Chronicles*. Das Haus verließen sie nur, um zu rauchen, denn das war im Hause Kratzer wirklich allerstrengstens verboten. Oma hatte vorausschauend einen Herdentopf Gulasch gekocht, davon aßen sie abends und nachts. Morgens schliefen sie lang, und mittags, nach dem Aufstehen, gab es Königs-Smacks mit H-Milch, Kakao und Vanillezucker. Dann ging es zurück an die Instrumente. Das Leben war gut, so hätte es für immer weitergehen können.

Doch am vierten Abend hatte Stucki einen Pflichttermin im Theater *Zeitgespenst* in Leyder. Er musste sich die Premiere eines Stückes ansehen, für das sein alter Saxofonlehrer Herbert

Kaschnitz, genannt »Herr Bird«, die Musik gemacht hatte. Seine große Aufgabe bestand nun darin, Dito zum Mitkommen zu bewegen.

Dito stöhnte.

»Ich hasse Theater. Ich hab noch nie ein Stück gesehen, das mir gefallen hätte.«

»Dann wird es Zeit. Herr Bird sagt, der Regisseur ist Gott persönlich. Weil auch er Theater verabscheut! Theater von einem Theaterhasser mit Musik von Herrn Bird – das wird der Hammer! Außerdem ist ein bisschen Input zwischendurch immer gut.«

Dito hatte sich längst entschieden, machte aber eine lange Pause und sah Stucki streng an.

»Du fährst. Du zahlst.«

»Wir stehen auf der Liste.«

»Ich meinte die Drinks. Ich nehme nur vom Feinsten.«

»Alles außer Champagner.«

Dito zögerte erneut, als müsste er überlegen.

»Okay.«

Im Theater stürzte sich Dito auf den Weißwein, natürlich auf den teuersten, und verleibte sich diesen in gesteigertem Tempo ein. Als die Türen des kleinen Saals aufgingen, schwankte er bereits bedrohlich. Das Stück war dann tatsächlich so miserabel, dass sogar Stucki die meiste Zeit mit hochgezogenen Augenbrauen ungläubig in Richtung Bühne starrte. Zu Beginn musste er Dito ständig in die Seite boxen, weil dieser erst vor Lachen Tränen weinte und dann immer lauter werdende Unmutskundgebungen von sich gab.

»Stucki, ich sterbe, ich kann nicht mehr, ich will zurück in den Wald!«, flehte er seinen Blutsbruder an.

Stucki bestand jedoch darauf, bis zum Ende zu bleiben, er musste seinem alten Mentor wenigstens kurz Hallo sagen.

Der Applaus, so spärlich er auch war, riss Dito aus dem Schlaf.

»Oh, hab ich was verpasst? Waren alle nackt? Sind alle gestorben?«

Stucki grinste ihn an. »Du hast nichts verpasst.«

Tatsächlich hatten am Ende alle entkleidet und leblos übereinandergelegen, während von oben, aus dem Theaterhimmel, eimerweise Mehlschleim auf sie herabgestürzt kam.

Dito nickte gelangweilt und gähnte.

»Grüß Herrn Bird von mir. Ich warte am Ausgang.«

Dito bestellte sich einen Kaffee. Lauwarm kippte er ihn ohne Milch und Zucker in sich hinein und orderte gleich noch einen. Und noch einen. Nach dem dritten Kaffee suchte er Stucki in der plaudernden Menge. Sein Schädel brummte, er wollte nur noch raus. Ausgerechnet die schlimmsten seiner ehemaligen Mitschüler waren auch hier, fein herausgeputzt und mit Sektkelchen bewaffnet. Sie prosteten ihm aus sicherer Entfernung zu, er streckte ihnen die Zunge raus. Sie lachten. Er entdeckte Stucki im angelegten Gespräch mit Herrn Bird bei den Schauspielern und, wie er vermutete, Gott persönlich. Der Tross um den Regisseur setzte sich gerade in Bewegung, und Stucki winkte hektisch. Widerwillig schlurfte Dito hinüber.

Stucki war ganz aufgeregt, er tänzelte noch unruhiger auf der Stelle herum als sonst. »Dittelchen, Premierenfeier – wir sind eingeladen!« Er kralte seinem Freund in aberwitziger Geschwindigkeit das Kinn samt Zauselbart. »Ich lass die Karre stehen. Komm!«

Dito, der gerade begann, es sich im Zustand zwischen wach und schlafend gemütlich zu machen, ging einfach mit. Er war an dem Punkt, wo er sofort ins Bett fallen oder problemlos die Nacht durchmachen konnte. Beides war möglich, alles dazwischen Unsinn. Er sah zu Gott, den alle mit »Shakespeare« anredeten. Der Mann war so lächerlich, dass Dito schmerzhaft

gähnen musste. Sein Gesicht zerriss beinahe, er tastete sich anschließend Kiefer und Nase ab, um zu prüfen, ob alles noch am richtigen Platz saß.

Während sie in die kleine Kantine hinter der Bühne gingen, unterhielt Shakespeare sich mit einer ernst dreinblickenden, dunkelhaarigen Frau. Sie hatte leuchtend rot geschminkte Lippen und einen schnurgerade geschnittenen Pony, der schwer hin und her schwang wie ein Perlenvorhang. Sie gehörte offensichtlich auch zum Team.

Stucki grinste wissend, als Dito schlagartig von der Idee mit der Premierenfeier begeistert war.

Dito beobachtete den Perlenvorhang den ganzen Abend, mogelte sich, sinnloses Zeug mit Schwachköpfen diskutierend, immer weiter in ihre Richtung, stand schließlich so nah bei ihr, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis sie ins Gespräch kamen. Sie studierte irgendwas mit Drama und machte ein Praktikum hier am Theater, mehr hatte er noch nicht herausbekommen.

»Sagen Sie es bitte nicht Shakespeare, aber ich fand die Musik ehrlich gesagt etwas zu gefällig«, diktierte sie gerade drei Anzügen von der Stange, alle knapp kleiner als sie, kollektiv eifrig nickend. Dito war beeindruckt. Eine Ketzerin. Er öffnete schon den Mund, um Herrn Bird zu verteidigen, auch wenn er sich dadurch auf die Seite des Regisseurs begab, doch er konnte sich auf keinen Fall mit den drei Vollidioten auf eine Stufe knien, die geblendet von ihrer Erscheinung alles abnickten, was sie von sich gab. Bevor er etwas sagen konnte, ertönte die laute Stimme des Wirtes.

»Leute, Feierabend. Trinkt aus, ich mache jetzt dicht.«

Der Rest, ungefähr ein dreckiges Dutzend, buhte ihn aus – es half nichts. Übrig waren zwei Musiker, die Schauspieler, noch immer mit getrocknetem Mehlschleim in den Haaren, die Kostümbildnerin, die kleinwüchsigen Journalisten, Herr Bird, Dito

und Stucki. Und die Praktikantin. Shakespeare hatte sich glücklicherweise bereits verabschiedet.

»Bei mir zu Hause ist genug Platz!«, brüllte Dito, inzwischen wieder mit Weißwein aufgefrischt. »Und laut können wir auch sein, ich wohne mitten im Wald.«

»Ich kann noch fünf mitnehmen!«, lallte Stucki.

Sie waren die Helden des Abends. Als sie die dreizehn Leute auf zwei Autos aufteilten, ging es zum Teil nur übereinander. Ohne ein Wort zu sagen stieg die Praktikantin vorn bei Stucki in den Bulli und machte es sich auf Ditos Schoß bequem. Dann schob Stucki eine Kassette in das Autoradio. Es erklang der Roughmix von *Waldgott*. Sie hatten das Stück erst am Nachmittag aufgenommen, und Dito war entgangen, dass Stucki einen Mix auf Tape gezogen hatte. Der hatte sich das extra für die Rückfahrt aufgespart – und tatsächlich wurde es zu zweit auf dem Beifahrersitz die schönste Autofahrt im Leben des Dito Berg.

Erstaunlicherweise kamen sie heil an. Augenblicklich wurden die Instrumente in Beschlag genommen, es wurde gejammert und gesungen, Opas Korn floss in Strömen, und Omas Topf mit dem Hirschgulasch, der eigentlich noch eine Woche halten sollte, war bald so gut wie leer. Der Praktikantin schien es besonders gut zu schmecken. Dito wusste immer noch nicht, wie sie hieß, und inzwischen war es albern, nach ihrem Namen zu fragen. Sie stand draußen an der Feuerstelle und aß das Gulasch direkt aus dem Herdentopf.

»Ist das köstlich. Ist das köstlich«, sagte sie nach jedem Löffel. »Hast du das gekocht?«

»Nein, meine Mutter. Aber ich bin der Einzige außer ihr, der das Rezept kennt«, log er.

»Aha.« Sie beugte sich in den Topf und kratzte die Reste zusammen. »Das Rezept will ich aber gar nicht.«

Dann steckte sie sich mit geschlossenen Augen den letzten

Löffel in den Mund und drehte ihn um, bevor sie ihn langsam wieder herauszog.

»Ich will das Gulasch.«

Sie schob ihr Hemd hoch und streichelte sich mit beiden Händen über den prallen Bauch, den sie extra weit vorstreckte. Es sah aus, als wäre sie im 6. Monat schwanger.

Dito grinste.

»Oh, wer ist denn der glückliche Vater. Herr Hirsch?«

Für einen Moment herrschte Stille, dann prustete die Unbekannte los, hielt sich weiter den Bauch, und Dito stimmte erleichtert ein. Er fand, dass er mit noch keiner Frau so schön gelacht hatte.

Als er am nächsten Morgen in seinem Kinderzimmer erwachte, war das Bett neben ihm leer. Er ging nach unten ins Wohnzimmer. Stucki saß am Wurlitzer und spielte ohne Verstärker, es war mehr Klackern als Musik. Der Raum roch nach Rauch und Erbrochenem. Sämtliche Schnapsvorräte waren vernichtet, die Bandmaschine und die guten Mikrofone waren überraschenderweise unversehrt. Herr Bird lag mit nacktem Oberkörper und einem Saxofon im Arm auf dem Sofa und schnarchte.

Stucki machte die Aufnahmen der vergangenen Nacht an. Dito konnte sich nur bruchstückhaft erinnern. Vor allem Herr Bird hatte sich am Saxofon wahnsinnig verausgabt, er schreckte nun hoch und grinste erstaunt, als die Erinnerungen an den Abend auch bei ihm nach und nach eintrudelten. Die Schauspieler hatten psychedelische Chöre eingesungen, es gipfelte alles in einer vollkommen wahnsinnigen Kakophonie, aus der sich ganz am Ende eine Frauenstimme hervorschälte. Sie sang ein italienisches Kinderlied.

»Wer hat das denn gesungen?«, fragte Dito verzückt.

»Die mit der Gulaschwampe«, sagte Stucki.

Dito spulte zurück, startete das Band erneut und machte alle anderen Spuren aus. Ihre Stimme stand im Raum, kristallklar

und fern zugleich. Er hatte ja nur ein paar Worte mit ihr gewechselt, da war sie plötzlich über ihn hergefallen.

»Wer ist diese Frau?«, wollte er von Herrn Bird wissen.

»Rita? Die Theaterpraktikantin. Ihr Vater hat so einen schicken italienischen Herrenausstatterladen in Sumbigheim. Enzo de Monti oder so.«

Dito bereute sofort, gefragt zu haben, warum sollte er das wissen? Er sah keinen Sinn darin, ihr nachzuspüren. Wenn sie gewollt hätte, dass sie sich wiedersahen, wäre sie ja nicht einfach so gegangen. Oder hätte wenigstens eine Nachricht hinterlassen. Es würde für immer diese eine magische Nacht bleiben, an die er bei diesem Lied denken durfte.

Sechs Monate später stand bei den erstaunten Kratzers eine aparte Frau mit knallroten Lippen und schnurgerade geschnittenem Pony vor der Tür, sagte, ihr Name sei Rita del Monte, und fragte nach Dito. Aus ihrem Mund klang sein Name wunderbar italienisch. Ihr Bauch war rund, aber dieses Mal war es nicht vom Hirschgulasch.

Für Dito war klar, dass er alles für Rita und das Baby aufgeben würde. Viel war es ohnehin nicht. Er zog zu ihr in die winzige Souterrainwohnung, die sie unten in dem Endreihenhaus ihrer Eltern bewohnte. Weil die streng katholische zukünftige Großmutter keinen Bastard unter ihrem Dach duldet, sollte aus Dietrich Kratzer zunächst Dito del Monte werden. Jedenfalls dachte er das. Er war einigermaßen erstaunt, als er auf dem Standesamt erfuhr, dass zukünftig »Berg« in seinem Pass stehen würde. Doch es war ihm recht, er war froh, den Namen seines Vaters ablegen zu können, und überglücklich, dass diese Frau ihn in ihr Leben ließ. Sie räumte sogar den Keller, damit er dort sein Studio einrichten konnte, und machte das Dachzimmer oben bei den Eltern zu ihrem eigenen Arbeitszimmer. Früher war es einmal ihr Kinderzimmer gewesen.

Wenig später brachte sie per geplantem Kaiserschnitt einen schwächlichen Jungen zur Welt. Wie man ein eingewachsenes Furunkel herauschneiden lässt. Ein Kind war nie Teil ihres Plans gewesen. Die Semesterferien waren so gut wie vorbei, sie musste wieder zur Uni. Ihre Professoren und Kommilitonen hatten gar nicht mitbekommen, dass sie schwanger war.

Und dann meldete sich noch ein gewisser Achill van Ackeren aus Belgien, Inhaber des Avantgarde Labels *AvA Records*. Er hatte das *Toytonic-Swing-Ensemble-Demo* bekommen und war begeistert.

»*This is ready for the international market!*«, behauptete er völlig außer Atem.

Als Dito vier weitere Monate später das erste Mal die eigene Langspielplatte auflegte und dabei seinen nach Charlie »Bird« Parker benannten Sohn in den Armen hielt, weinte er vor Glück und Dankbarkeit. Die Mutter des Kindes war nicht dabei, doch am Ende sang sie ein Wiegenlied, und der Sohn schlief ein.

Das war das Jahr des Dito Berg. Er hatte das ganz große Los gezogen.

Jedenfalls dachte er das.

Pizza, Nonno, Fritzi

Für das Gulasch brauchte ich die Nadeln der japanischen Schwarzkiefer, und die wuchs nur in Japan – und in Omas Koniferengalerie im Faunichoux-Wald. Ich würde also morgen zu Opa fahren, sein Haus verschlossen vorfinden, mich auf den Weg in den Wald machen, dort würde der Nissan stehen. Das

Areal mit den über hundert verschiedenen Nadelbäumen aus aller Welt lag gleich neben der Wildwiese. Ich würde bei der Gelegenheit meine alte Buche besuchen und zwangsläufig über Opa stolpern. Mal sehen, ob uns dann überhaupt noch nach Hirschgulasch war. Vielleicht aber auch erst recht. Auf alle Fälle hatte es uns hungrig gemacht, darüber zu sprechen.

Da nichts im Haus war, holten wir Pizza bei Franco. Dito hatte kein Bargeld, also zahlte ich. Seit ich mein eigenes Geld verdiente, hatte sich unser Vater-Sohn-Verhältnis endgültig umgekehrt: Als alleinerziehender Sohn kümmerte ich mich um meine kleine Schwester Fritzi und hatte einen unrasierten Langhaarzotter im vollgequalmten Keller wohnen.

Nonno mietete das gesamte Endstück des Reihenhauses, und wir mieteten das Souterrain von Nonno. Von Rita kam nur sporadisch finanzielle Unterstützung, mein Vater konnte die Miete ohne meine Hilfe oft nicht rechtzeitig zahlen. Er konnte nicht kochen, machte bis in die Nacht laut Musik und vertraute darauf, dass sich der Haushalt von allein regelte. Wenn man ihn mit einer perfekt strukturierten Liste zum Einkaufen schickte, fehlte mit Sicherheit die Hälfte. An Hilfe beim Putzen war nicht zu denken. Und auf keinen Fall durfte man ihn an die Waschmaschine lassen, es sei denn, man hatte Interesse an zartrosafarbenen Oberhemden.

Wir setzten uns mit der Pizza in die Küche. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, ihm gleich nach dem Urlaub von meinen Zukunftsplänen zu erzählen. Jetzt, da ich die Zivistelle sicher hatte, wurde es höchste Zeit. Es würde ihn einigermaßen vor den Kopf stoßen, wenn ich ihm eröffnete, dass ich schon im Januar ausziehen und mich nicht mehr an der Miete beteiligen würde. Das bedeutete, dass er wieder regelmäßig Schlagzeugunterricht geben musste. Dass er sich allein um Fritzi kümmern musste. Vor allem: endlich erwachsen werden musste. Er ging noch davon aus, dass ich wehruntauglich war und der Job in der Werbeagentur mein einziger Karriereplan.

Nachdem wir die Pizza wortlos in der Küche verspeist hatten, schlich er mit ein paar Flaschen Bier in den Keller, um sich bei lauter, selbst gemachter Musik in den Schlaf zu rauchen.

Trotz der späten Stunde versuchte ich, Nachhatar zu erreichen. Ich wollte ihm den Roller morgen möglichst früh in die Werkstatt bringen, vor der offiziellen Öffnungszeit. Es ertönte kein Freizeichen, als ich den Hörer abnahm. Das Telefon blieb tot. Dito hatte die Rechnung mal wieder nicht bezahlt.

Stumm stand ich im Dunkeln, hielt die kühle Muschel an mein Ohr, ich atmete tief ein, ich atmete aus. Gras und Bass hatten den Flur vollständig im Griff. Ich legte auf. Noch 115 Tage.

Als es an der Tür klingelte, zuckte ich zusammen. Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass es 22:43 Uhr war. Wer konnte das sein?

Ich ging nach vorn und öffnete. Fritzi ging wortlos an mir vorbei und verschwand in unserem Zimmer. Nonno stand im Schein der Laterne auf dem Bürgersteig und schüttelte langsam den Kopf.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich. »Wolltet ihr nicht erst morgen kommen?«

Er trat ein paar Stufen zum Souterrain herunter, bis sich unsere Köpfe ungefähr auf gleicher Höhe befanden, und brachte dabei einen Rest vom *Sandalo*-Aftershave mit, das er vor der Abfahrt benutzt hatte. Sein Gesicht war verzerrt, als hätte er Zahnschmerzen.

»Es ging nicht mehr. Sie hat totalen Terror gemacht.«

»Hatte sie einen Anfall?«

»Einen? Mit ihren deutschen Büchern war sie nach vier Tagen fertig. Und die italienischen hat sie kaum angerührt. Ich habe alle deutschsprachigen Zeitungen und Magazine am Bahnhof von Verona aufkaufen müssen, aber das hat auch nicht lange gehalten. Ab da hat sie eigentlich nur noch rumgenervt und wollte nach Hause.«

Er sprach vollkommen akzentfrei, keinerlei italienische Gesten unterstützten seinen Bericht.

»Oh nein«, sagte ich.

Fritzi ohne Bücher, das war wie Dito ohne Gras. Unerträglich.

»Ich bin auch gerade erst angekommen«, sagte ich.

Im gleichen Moment erklang Fritzis Geschrei. Nonnos Gesicht verzerrte sich sofort wieder, er wandte sich ab und machte einen Schritt die Treppe hinauf.

»*Scusi*, Charlie, ich kann nicht mehr, die Fahrt war die Hölle, ich geh nach oben. Habe morgen einen harten Tag, der ganze Wagen ist voll mit neuer Ware. Wunderschöne Anzüge, musst du dir angucken! *Trinken wir eine schöne Espresso in meine Laden, e?*«

Mit dem letzten Satz hatte er sich wieder in den italienischen *Sarto* Ernesto del Monte verwandelt, der den Besserverdienern in Sumbigheim seit über zwanzig Jahren feinste italienische Anzüge auf den Leib schneiderte. Bis ich sechs war, dachte auch ich, mein Großvater Nonno Ernesto sei Italiener, genauso wie meine Nonna Lucia, seine Frau. Bei ihr war es offensichtlich, sie sprach im Gegensatz zu ihm nur im äußersten Notfall Deutsch, und dann so schlecht, dass ein Deutscher sie kaum verstehen konnte. Doch Ernst Berg war erst während seiner Ausbildung in der Schneiderei ihres Vaters zum Italiener geworden, und zwar so vollständig, dass ihn sogar Einheimische für einen Landsmann hielten. Als *Ernesto del Monte* kehrte er nach Deutschland zurück und eröffnete seine italienische Maßschneiderei. Es durfte also unter keinen Umständen herauskommen, wie er wirklich hieß. Denn bei *Sarto Ernesto* gab es die schicksten Stoffe aus Venetien und den besten Espresso der Stadt.

Als Fritzis Geschrei erneut erklang, tippte er sich an den Hut und verschwand in seiner Wohnung über uns. Ich schloss die Tür und ging ihr entgegen.

»Wo sind meine Bücher?

Hast du mir neue Bücher besorgt?

Ich habe nichts mehr zu lesen.

Denkst du bitte daran, neue Bücher zu besorgen, ich schaffe es heute nicht in die Bibliothek.

Hast du ein Buch für mich?

Kann ich mir etwas zu lesen leihen?«

So hatte ich sie lange nicht erlebt. Ihr Zitatschatz war inzwischen so umfassend, dass sie normalerweise in der Lage war, in kürzeren Smalltalks mit Fremden einen Gesprächspartner zu simulieren, ohne dass dem Gegenüber irgendetwas auffiel. Aber jetzt spulte sie einfach alle zur Verfügung stehenden Sätze ab. Das Prinzip der Sprachmelodie hatte sie nie vollständig verinnerlicht, sie versuchte es nach einem starren Regelwerk anzuwenden – welches über keinerlei Intuition verfügte. Auf mein Anraten hin hatte sie sich schon früh einen leichten italienischen Akzent angeeignet, sodass die ein oder andere falsche Betonung mit ihrer Herkunft in Zusammenhang gebracht werden konnte. Auch wenn man von ihrer Erscheinung her nicht gerade denken würde, dass italienisches Blut in ihrem Körper zirkulierte. Emotionslos leierte sie ihren Text herunter.

»Hallo Charlie. Ich bin Fritzi. Ich möchte lesen.«

In Venetien schien sie kein einziges Mal in der Sonne gewesen zu sein, die Haut war blass wie immer. Ihre weißblonden Haare waren am Kopf anliegend zu einem Kranz geflochten, und sie hatte ein neues, ebenso weißes Kleid an. Beides trug Nonnas Handschrift. Und hätte Fritzi eine ungewohnte Anmut verleihen können, wenn ihr Gesichtsausdruck nicht gewesen wäre. Gequält starrte sie auf meine Brust, als wäre mein kleines, viel zu schnell dahinhumpelndes Herz das Zentrum allen Übels, als müsste sie sich nur genug konzentrieren, damit es endlich zum Stillstand kam. Im Keller verstummte die Musik mitten im Stück. Ich holte Luft.

»Fritzi, schön, dass du wieder hier bist. Ich bin auch gerade

erst gekommen. Ich konnte noch nicht in die Bibliothek. Ich habe leider nichts zu lesen für dich.«

Sie starrte eine Sekunde lang weiter, dann begann sie zu wimmern. Keine Worte, kein Weinen, sie machte einfach nur Geräusche und ruderte mit den Armen. *Die Hirbelin*. Es gab nur wenige Momente, in denen sie positiv auf sanfte Berührungen von vertrauten Personen reagierte. Dies war keiner davon. Ich brauchte es gar nicht erst zu versuchen.

Hinter ihr ging die Kellertür auf. Der Grasnebelteppich wogte noch dicker und schwerer heraus als zuvor. Unser Vater stand hinter ihr, sie hatte ihn noch nicht bemerkt.

»Hey, Fritzi!«, sagte er.

Sie hörte augenblicklich auf zu winseln und drehte sich um. Dito hatte ein dickes Buch in der Hand.

»Ich habe gerade Nonnos Auto durchs Kellerfenster vorfahren sehen, seid ihr tatsächlich auch schon zurück?«

Er grinste breit. »Hier, aus Japan. Mit schönen Grüßen vom Goethe-Institut Osaka.«

Jetzt hielt er ihr das Buch hin. Es war nicht nur dick, es war auch außergewöhnlich groß. Vorn war ein altertümlicher japanischer Stich abgebildet, ein Bogenschütze und ein dämonenartiges Fabelwesen mit einer Schriftrolle in der Hand waren ineinander verschlungen.

»*Japanische Märchen und Sagen*« stand auf dem Titel.

Sie entriss ihm das Buch, sagte »Dankeschön« und verschwand in unserem Zimmer.

»Das war Rettung in letzter Sekunde«, sagte ich zu Dito.

»Man tut, was man nicht kann«, erwiderte er grinsend, und für den Moment war alles Hündische von ihm abgefallen. Er drehte sich schwungvoll auf der Hacke um, winkte ohne sich umzublicken über die Schulter und verschwand im Nebel.

Nach ein paar Sekunden ging die Musik wieder an. Durch die

geschlossene Kellertür hörte ich, wie das furiose Schlagzeugsolo vom letzten Stück der *Forsthaus Chronicles* einsetzte und sich ein überhitztes Duell mit Herrn Birds Saxofon lieferte. Der Soundtrack meiner Zeugung.

Ich ging zurück in unser Zimmer und rechnete damit, Fritz auf dem Bett sitzend vorzufinden, das Buch auf dem Schoß, in unwirklichem Tempo Seite für Seite einlesend, so wie sie es immer machte – der Finger strich innerhalb weniger Sekunden schnurgerade in der Mitte der Seite herunter, von der obersten bis zur untersten Zeile. Dann hielt sie kurz mit geschlossenen Augen inne, sortierte die neuen Informationen ein, um anschließend auf der nächsten Seite auf die gleiche Art fortzufahren. Es war eher ein Abfotografieren als wirkliches Lesen.

Als ich den Raum betrat, saß sie zwar auf dem Bett, doch sie hatte das Buch beiseitegelegt. Es lag aufgeschlagen zwischen ihr und meiner Reisetasche. Um sie herum lagen in einem perfekten Halbkreis die 500-DM-Scheine. In der Hand hielt sie die Luger 08. Dass die Waffe geladen war, konnte ich mir nicht vorstellen, aber überprüft hatte ich es in der Eile nicht.

»Hände hoch«, sagte sie und zielte auf mich. Ich machte einen Satz zurück in den Flur. Sie drückte ab.

Es klackte.

Sofort schnellte ich ins Zimmer und entriss ihr die Waffe.

»Die Pistole ist verboten«, sagte ich deutlich.

Ich schaltete meine elektrische Brother-Schreibmaschine an, tippte den Satz ein, zog den Bogen raus und gab ihn ihr.

Sie fuhr mit dem Zeigefinger den Satz entlang. »Die Pistole ist verboten«, las sie vor.

Damit war der Fall erledigt. Sie würde die Pistole nie wieder in die Hand nehmen.

Ich zerriss den Zettel in kleine Schnipsel und spülte sie in der Toilette runter. Dann raffte ich das Geld vom Bett zusammen, steckte es zurück ins Portemonnaie und verstaute es mit der

Luger im Safe. Als ich mich umdrehte, saß Fritzi auf der Bettkante und hielt mir etwas entgegen. Es war ein weinroter Pass, der Länge nach zu einem U gerollt. Er musste im Portemonnaie hinter dem Geldfach gesteckt haben, ich hatte es für eine eingearbeitete Plastikverstärkung gehalten. Vorsichtig bog ich ihn auseinander.

Česká Republika.

Das Foto auf der Innenseite zeigte einen jungen, glattrasierten Mann mit Bürstenhaarschnitt. Ich war überrascht, er konnte kaum älter als ich sein. Der Wilderer hatte zauseliges Haar, einen Vollbart, Blut und Tarnfarbe im Gesicht gehabt. Trotzdem musste er es sein. Ich betrachtete das Foto eine Weile. Das Geburtsdatum ließ mein linkes Ohr für einen Moment ertauben: Es war identisch mit meinem. Nur das Jahr war ein anderes, er war zwei Jahre älter. Langsam kehrte mein Hörsinn zurück. *Ctirad Veselý*, aus *Brno*. Brünn. Fritzis Hand schob sich in mein Gesichtsfeld, sie hatte sich lautlos von hinten angenähert. Ihr Zeigefinger war im Begriff, über den aufgeschlagenen Pass zu gleiten, doch ich klappte ihn schnell zu. Sie zog den Finger unverrichteter Dinge zurück, und ich steckte den Pass zu all den anderen verräterischen Dingen im Safe.

Fritzi setzte sich wieder aufs Bett, nahm das Sagenbuch aus Japan zur Hand und begann, es zu einem Teil ihrer inneren Bibliothek zu machen.

Ich beobachtete sie und dachte nach. Fritzi. Sie war jetzt sieben. Konnte ich wirklich weggehen, sie mit Dito allein lassen? Hatte ich an alles gedacht? Im Gegensatz zu Dito konnte sie mit der Waschmaschine umgehen, einkaufen, putzen, allein mit dem Bus fahren. Alles, was regelmäßig stattzufinden hatte, erledigte sie mit maschineller Zuverlässigkeit. Und solange sie nach der Schule in die Bibliothek zu Laura konnte, war alles gut. Jetzt piepte ihre Digitaluhr, es war 22:45 Uhr. Ferienbettzeit. Sie schlug das Buch zu, ging auf Toilette und putzte sich die Zähne. Dann

legte sie sich ins Bett, sagte »Gute Nacht« und machte ihre Leselampe aus.

»Gute Nacht, Fritzi. Ich höre noch ein bisschen Musik«, sagte ich ins Dunkel.

Die Lichter der V/U-Anzeige meiner Stereoanlage sorgten für minimale Beleuchtung. Ich wartete, bis meine Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten, dann ging ich an den Giftschrank und öffnete ihn leise. Seit der Anschaffung unseres Anrufbeantworters vor ein paar Jahren hatten sich bereits siebzehn Kassetten angesammelt, alle hatte ich mit laufenden Nummern beschriftet und den Inhalt sorgfältig indexiert. Neben den AB-Tapes standen die dazugehörigen Logbücher. Ich zog das aktuelle Heft hervor, ein umfunktioniertes Fahrtenbuch von Zweckform. Natürlich musste ich alle Spalten anders nutzen als vorgesehen, die ursprünglichen Bezeichnungen wie Kilometer, Kraftstoff und Öl ergaben keinen Sinn, die Anzahl der Spalten schon. Ich hatte mir mit der Schreibmaschine eine eigene Kopfzeile erstellt, im *Copy Rush* vervielfältigt, dort mit dem großen Schneidmesser auf die richtige Größe zurechtgeschnitten und sauber auf jeder Seite oben eingeklebt: Datum, Name des Anrufers, Zählerstand, Länge der Nachricht in Sekunden, Inhalt, Anmerkungen.

Ich griff mir einen Japanfilzer und nahm am Schreibtisch vor meiner Anlage Platz. Dann setzte ich den Kopfhörer auf, nullte den Zähler. Fünfundvierzig Minuten Nachrichten in gerade mal zwei Wochen. Normalerweise reichte ein Tape drei Monate. Das konnte eigentlich nur bedeuten, dass *Dave Killer* wieder zugeschlagen hatte. Ich drückte auf *play*.

AB

Es erklang das Piepen, welches die Nachrichten voneinander trennte.

Küüühp!

Der erste Anruf war zeitlich einfach zuzuordnen, es musste der erste Sonntag nach meiner Abreise gewesen sein. Mein Chef, Marlon Künstler, war dran. Am Samstagabend hatte die Verleihung des Creative Campaign Clubs stattgefunden, und *Künstler & Pennie* waren in allen Kategorien nominiert gewesen. Mit meiner *Chrunchoxx*-Kampagne. Ich hatte aus gutem Grund rechtzeitig das Weite gesucht.

»Goldbeeeeeerg, wo bist duuuuuu?« Er klang erregt, heiser und berauscht.

Die Stimme von Bianca Pennie, meiner anderen Chefin, fuhr dazwischen: »Schatzi, wir haben ab-ge-räumt! Es hat Goldfäuste geregnet! Komm sofort in den Laden, wir haben IHN!«

»Er ist groß, er ist golden, er ist UNSER!«, stöhnte Marlon wie ein Erottikdarsteller.

Im Hintergrund gurgelte Bianca, vermutlich mit Champagner. Dann rülpste sie und riss den Hörer wieder an sich. »Hier herrscht AUS-NAH-ME-ZU-STAND! Wir sind alle NACKT! Komm sofort her, das ist ein BEFEHL!«, dann knallte irgendetwas, Marlon und ein paar Jünglinge kreischten begeistert, ein Gong erklang, ich hatte keine Ahnung, wo sie waren und was da los war, kurz bevor die Verbindung abbrach, meinte ich ein Pferd wiehern zu hören.

Montag musste ich wieder in die Agentur. Mir graute jetzt schon davor. Ich schrieb »Bianca & Marlon«, Länge und Inhalt sowie das geschätzte Datum der Nachricht ins Heft, dann machte ich weiter.

Küüühp!

Der zweite Anruf war von Kafka. Er hatte noch nie auf unseren AB gesprochen.

»Guten Tag, Wilhelm Käfer hier. Das ist eine Nachricht für Charlie. Ruf mich bitte dringend zurück, sobald du das hörst. Es geht um das *Text.Eval*. Es ist ein Last-Minute-Slot freigeworden. Du MUSST teilnehmen.« Er klang nahezu verzweifelt. »Die bisher eingereichten Texte sind mediokrer Schrott. *Der Geliehene Affe* ist dein Gewinnertext, glaub mir! Ruf mich BITTE schleunigst an!«

Es piepte, ich drückte auf Pause.

Wir hatten das schon endlos durchgekaut. *Der Geliehene Affe* hing mir zum Hals raus. Ich wollte nicht mit einem Text in den Wettbewerb starten, den ich vor drei Jahren geschrieben hatte. Und den ich kürzen musste, damit er in die vorgeschriebene Länge von zwanzig Minuten passte.

Aber es war eh längst September. Die Jury hatte bereits getagt und würde demnächst annoncieren, wer dieses Jahr zum Wettlesen eingeladen wurde. Kafka zurückzurufen hatte somit keine Eile.

Ich löste die Pause-Taste.

Küüühp!

Anrufer Nr. 3 war Stefan Bromsen, der mir nicht bekannte Vater von Janni, einem Schlagzeugschüler meines Vaters. Herr Bromsen wollte wissen, ab wann wieder Unterricht war. Darum musste Dito sich kümmern, ich machte eine zusätzliche Notiz auf einem extra Zettel.

Der Vater rief danach gleich noch einmal an.

»Herr Berg, Bromsen noch mal. Ich hab da noch eine andere Sache ... der Janni hat mir erzählt, dass sie einen, nun ja, recht attraktiven Sohn haben, der bereits geschlechtsreif ist. Ich hätte Interesse an ... gewissen Nachhilfestunden, sie wissen schon. Ich will alles von ihm lernen. *Alles*, verstehen sie. Geld spielt

keine Rollaaaaahhahahahaa!« Er konnte sich nicht mehr halten. »Aaaaaaaaaaaaaaaaa! Gotcha!«, brüllte David so laut, dass die Aufnahme verzerrte.

Er schaffte es tatsächlich immer wieder. David war ein hochtalentierter Stimmenimitator, und meinen Anrufbeantworter vollzutexten war eine seiner größten Leidenschaften. Ich hatte also richtig vermutet, deshalb war das Band voll. Und vielleicht war das jetzt genau das, was ich brauchte. Dreiundvierzig Minuten *Dave Killer*.

Ich setzte den Namen »Stefan Bromsen« in Anführungszeichen, schrieb »a. k. a. *Dave Killer*« daneben, zerknüllte die Notiz für Dito und drückte wieder auf *play*.

Nach dem fünften *Küüüühp!* kam erst einmal nichts. Ich lauschte dem Rauschen der Leitung und machte mich auf eine Lesung von *Dave Killer* gefasst. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass David seine Geschichten nur schrieb, damit er sie auf meinen AB sprechen konnte. In allen spielte sein Alter Ego *Dave Killer* die Hauptrolle, eine Art Fantasy-James-Bond, der mit magischen Kräften und sehr viel Geschlechtsteileinsatz die Welt von Dämonen und Dämoninnen befreite. David hatte gewonnen, wenn er mich damit zum Lachen bringen konnte. Das war sein Spiel.

Als auf der Aufnahme ein Schnaufen zu hören war, rechnete ich also mit einer expliziten Liebesszene, üblicherweise begannen seine Geschichten mit einer ausschweifenden Haremsfantasie. Doch schon beim nächsten, geräuschvollen Atemzug schlug mein Herz schmerzhaft schneller.

Das war nicht David.

Immer wieder wurde das Atmen von leisem Schluchzen unterbrochen.

»Ich bin's ...«, schnuffelte es mir in die Ohren.

Mindestens ein Jahr war seit der letzten Selbstmitleidstirade vergangen. Ich blätterte zurück. Tatsächlich, Tape 15, am 28.07.1992.

Sie weinte leise weiter.

»Dito-Hase.«

Schnaufen.

»Charlie-Maus.«

Atmen, Schluchzen, noch mehr Schnaufen.

Rauschen.

»Fritzilein.«

Sie kriegte das »Fritzilein« kaum raus, so schwer war die Zunge vom Rotwein. Es klang eher wie »Frissiln«.

Atmen, Pause.

Sehr schwer und sehr lang.

Das war das Gute und Schlechte zugleich an unserem Anrufbeantworter: Es gab keine automatische Zeitbegrenzung. Erst wenn der Anrufer auflegte, stoppte die Aufnahme. *Dave Killer* nutzte das regelmäßig schamlos aus. Meine Mutter hingegen nur, wenn sie genug getrunken hatte und die Einsamkeit sie heimsuchte.

Sie schluchzte.

»Ichab fesagt.«

Wie bitte?

War das etwa Einsicht? Das wäre neu.

»Estummileid ...«

Tatsächlich. Entweder war sie so betrunken wie nie zuvor, oder ihr ging es wirklich schlecht. Eine neue Dimension von schlecht. Und von betrunken. Vermutlich beides zusammen.

Es folgte minutenlanges Gejammer, teilweise war sie kaum zu verstehen, sie schluchzte und weinte und bereute, dass sie uns verlassen hatte, sie wollte Dito zurückhaben, er sei das Beste, was einer Frau passieren könnte, sie wolle mit mir zusammenarbeiten, ich solle ein Theaterstück schreiben, über uns, schonungslos offen, Dito solle die Musik machen, Fritz die Hauptrolle spielen, ein wundervolles Familienprojekt würde das werden und eine sensationelle Rückkehr zum Theater dazu. Das Feuilleton ver-

lange in letzter Zeit immer wieder nach der Radikalität der Rita del Monte.

Man konnte hören, wie sie sich zwischendurch nachschenkte. Irgendwann mitten im Satz brach die Nachricht krachend ab, man hörte gerade noch den Ansatz eines Fluchs. Ich drückte Pause, um mich zu sammeln.

Es war nie schön, von ihr zu hören, und schon gar nicht ertrug ich es, wenn sie in diesem Zustand war. Im Grunde gefiel sie mir am besten, wenn sie einfach gar nicht in unserem Leben stattfand. Ich notierte die Dauer, ihren Namen und in der letzten Spalte »sehr betrunken & peinlich«. Dann löste ich die Pausetaste, um die nächste Nachricht zu hören.

Küüühp!

Sie hatte wohl nicht auflegen wollen, vermutlich war ihr nur der Hörer aufs Telefon gefallen, denn sie sprach ansatzlos weiter. Sie vermisste uns. Wir sollten im Winter alle zusammen nach Italien fahren und dort mit Nonno Ernesto und Nonna Lucia und der restlichen Verwandtschaft Weihnachten feiern. Es dauerte acht Minuten und zweiunddreißig Sekunden, bis sie endlich zum Ende kam. Dieses Mal verabschiedete sie sich ausführlichst von jedem Einzelnen, sogar für »Frissiln« hatte sie eine Liebesbotschaft übrig.

Ich dachte bereits, ich hätte es überstanden. Doch die folgende Nachricht begann wieder mit einem Schluchzer, und ich ahnte, wieso das Tape voll war. *Dave Killer* hatte nichts damit zu tun.

Sie begann nörgeliger zu werden.

Bei Nachricht Nr. 11 fing sie an zu fluchen, machte Vorwürfe, inzwischen ausschließlich auf Italienisch. Ich protokollierte nur noch halbherzig.

Als sie damals mit Fritzi schwanger gewesen war, fühlte es sich das erste und einzige Mal so an, als hätte ich eine Mutter. Mit einem Lachen, und mit Zeit, und beides für mich. Aber es waren nur die Hormone gewesen, die sie vorübergehend in ein rot-

bäckiges Muttertier verwandelt hatten. Ein einziger Anruf hatte ausgereicht, um alle Liebe aus ihrem Körper auszuwaschen.

Inzwischen rauschte und schnarchte es nur noch. Schon seit Minuten. Ich drückte auf *stop*. Die letzten Meter Geschnarche schenkte ich mir, ich riss die Kasette heraus und stopfte sie in den Beutel zum ruinierten Anzug. Wenn Dito das hören würde, wollte er sie womöglich zum Hirschgulasch einladen. Sie würden sich bei Tango und Rotwein »versöhnen«. Das durfte auf keinen Fall geschehen. Noch ein Geschwisterchen konnte ich nicht großziehen, ich war ja noch nicht einmal mit Fritzi ganz fertig.

Ich schaute zu ihr herüber. Fritzi atmete ruhig, im Gegensatz zu mir. Es war bereits 23:30 Uhr, viel zu spät für ein Feuer. Doch bei den vielen Gesetzen, die ich heute schon gebrochen hatte, kam es auf eine kleine Ordnungswidrigkeit auch nicht mehr an. Ich ging in den Garten, legte ein paar trockene Zweige in die Feuertonne, warf Mantel und Anzug darauf und entleerte fast eine ganze Flasche Grillanzünder. Der italienische Stoff brannte wie Stroh, die auflodernden Flammen drückten mir eine viel zu kurz anhaltende Wärme ins Gesicht. Warum waren die guten Momente immer so schnell vorbei?

Opa ist tot.

Ich hielt die Kasette mit dem betrunkenen Gezeter meiner Mutter in der Hand und betrachtete sie im langsam schwächer werdenden Schein der Flammen. Auf nichts und niemanden hatte sie jemals Rücksicht genommen, immer war es ihr nur um ihre Karriere gegangen, beide Kinder waren Unfälle gewesen, und aus meiner Trauer und dem Vermissten war über die Jahre eine dumpfe Wut gewachsen. Ich hatte gelernt, diese Wut zu ignorieren, nur selten schälte sie sich heraus. Die Hand mit der Kasette wippte, während mein kühler Kopf allmählich wieder begann, die Kontrolle zu übernehmen.

Ich widerstand der Versuchung und steckte das Tape in die

Hosentasche. Auch dieser kurze Moment der Befriedigung wäre zu schnell vorbei, und darauf würde das lebenslange Bedauern folgen, eine Lücke im Archiv zu haben. Wenn ich eins nicht leiden konnte, dann war es ein Archiv mit Lücken.

Deathmetal und Rimbaud

Mein Schlaf war unruhig. Im Traum konnte ich immer schnell laufen, ohne dass die Schmerzen in der Brust mich bremsen. Andere träumten vom Fliegen.

Ich erwachte acht Minuten früher als geplant, um 5:22 Uhr, trug die Uhrzeit in das kleine Notizheft ein und stand auf. Mein Nachtschweiß trug den süß-klebrigen Angstgeruch der Kindheit in sich. Ich wusch ihn mir mit einem kalten Lappen vom Körper.

Opa ist tot.

Nach einem kargen Frühstück, bestehend aus Knäckebrötchen, Tomate und Kräutertee, ging ich an den Schrank, öffnete den Safe und nahm das Portemonnaie mit dem ganzen Geld bis auf einen Fünfhunderter an mich.

Es dämmerte. Fritzi schlief noch und würde nicht vor 9:00 Uhr aufstehen.

Ich machte mich auf den Weg nach Zanck, zur *Old- & Young-timer-Werkstatt Singh*. Gleich nebenan stand der Altkleidercontainer, in dem ich die ruinierten Wildlederschuhe entsorgte. Jetzt musste ich nur noch den brisanten Inhalt meines Safes irgendwo sicher deponieren und das Geld auf mein Konto einzahlen, damit ich behaupten konnte, es käme von meinem Chef Marlon Künstler.

Als ich auf den Hof fuhr, stand Nachhatar blinzeln der Mor-

gensonne zugewandt vor dem offenen Werkstatttor und wischte sich die Hände mit einem schmutzigen Lappen ab. Ein cremefarbener Buick war aufgebockt, vor der Werkstatt standen ein schwarzer Mercedes W111 aus den Sechzigern und ein Ford Mustang Fastback in Acapulco Blue. Aus der Werkstatt schallte brechend laut Deathmetal. Sein weinroter Turban und der grau melierte, bis auf die Brust reichende Vollbart waren makellos sauber. Das rote Holzfällerhemd und die Schneetarnhose waren mit dunklem Öl befleckt. Er lächelte, als ich den Helm abnahm, griff um die Ecke und drehte die Musik etwas leiser.

»Charlie. Da bist du ja. Namaste!«

»Namaste«, sagte auch ich, legte wie er die beiden Handflächen aneinander und deutete eine Verbeugung an. Im Hintergrund grunzte es infernalisch, während die Band so schnell spielte, dass ein Tempo nicht mehr zu erkennen war. Es war ein mäandernder Teppich aus verzerrten Gitarren und Schlagzeug, dem Geräusch eines Industriestaubsaugers nicht unähnlich. Hin und wieder jammerte die Sologitarre in einen Break, und Nachhatar piff mit, als wäre es eine fröhliche Volksweise.

Er kam zu mir herüber, sein seifiger Rosenwasserduft löschte alle anderen Gerüche aus, sogar das allgegenwärtige Motorenöl. Er schien darin gebadet zu haben. Dann betrachtete er die Schrammen an der Seite der Vespa und sog scharf die Luft durch die Backenzähne.

»Oh oh, das wird sie aber gar nicht freuen. Der schöne Originallack.«

»Muss sie ja nicht erfahren. Oder bist du verpflichtet, bei jeder Schramme in London Meldung zu machen?«

Er sah mich an, und ich kam nicht gleich darauf, wie.

»Ich komme natürlich für den Schaden auf«, sagte ich und griff in die Innentasche.

Er legte seine Hand auf meinen Unterarm, ich hielt inne.

»Hat sie dich noch gar nicht kontaktiert?«

»Sie? Mich? Wieso?«

Von Anfang an hatte mich etwas irritiert, als ich auf den Hof gefahren war. So wie man nicht genau benennen kann, was anders ist, bis einem auffällt, dass auf dem Nachbargrundstück ein Baum gefällt wurde. Zwischen den unzähligen Karosserien und zum Ausschlichten aufgebahrten Autos, die Nachhatar teilweise überdachten Hof zu einer bei Oldtimerfreaks beliebten Fundgrube für Ersatzteile machte, hatte all die Jahre Seras alter Citroën gestanden. Sie hatte ihn hiergelassen, weil sie damit im Londoner Linksverkehr nicht fahren wollte. Außerdem war er ja sowieso stark mitgenommen gewesen. Nachhatar hatte ihn wieder fit gemacht und abgedeckt. Dort, wo ihr Wagen auf sie gewartet hatte, stand nun ein Aston Martin. Das Lenkrad auf der rechten Seite.

»Sera ist zurück?«

»Ich dachte, deswegen bist du gekommen. Um die Vespa zurückzugeben.«

»Seit wann ist sie denn hier? Ich war drei Wochen im Urlaub.«

»Ihren Citroën hat sie vor zwei Monaten abgeholt. Hat sie sich noch nicht bei dir gemeldet?«

»Vor zwei Monaten?!« Ich holte tief Luft. »Wie lange will sie denn bleiben?«

»Keine Ahnung. Hat irgendwas mit dem *Text.Eval* zu tun, mehr weiß ich auch nicht. Hast du die Papiere dabei?«

»Ja, klar.«

Die Empörung, die nach ihrem Abschied nie ganz gewichen war, drängelte sich plötzlich wieder nach vorn. Es war nicht mein Roller, aber mit jedem Jahr, das verstrichen war, hatte es sich mehr danach angefühlt. Sie hatte sich nie wieder bei mir gemeldet, auch nicht, um den Roller zurückzuverlangen, und das war mir wie ein stillschweigendes Abkommen erschienen. Die Vespa als Ausgleich für ihr abschiedsloses Verschwinden.

»Und wo wohnt sie? Hat sie wieder ihr Loft bezogen?«

Nachhatar lieferte maximal ahnungslose Gestik und Mimik, geöffnete Arme, Handflächen, Schultern und Brauen gen Himmel. Er verweigerte die Aussage.

»Ich mache die Schramme weg«, sagte er. »Merkt sie nicht. Mr. Singhs Spezialbehandlung: Sieht aus wie alt. Würde nicht mal ein Forensiker erkennen.«

Das sollte beruhigend klingen, bewirkte allerdings das Gegenteil. Was, wenn die Spurensicherung neben dem Lieferwagen des Wilderers Brems- und Lackspuren der Vespa auf der Straße entdeckte? Gab es bei der Leyderer Polizei eine Spurensicherung? Ich konnte mir das eigentlich nicht vorstellen.

Und davon abgesehen, warum verriet er mir nicht, wo Sera sich aufhielt?

»Wie kommst du nach Hause?«, fragte Nachhatar.

Es fing an zu nieseln. Winzige Tropfen benetzten meine Brillengläser. Ich nahm die Brille ab und sah Nachhatar ratlos an.

»Ich hab vielleicht was für dich«, sagte er und ging in die Werkstatt an den Schlüsselschrank. »Warte hier.«

Er ging durch die Halle und verschwand durch eine Tür, die hinter das Gebäude führte. Ein lächerliches Motorengeräusch erklang, brabbelte einen Moment klein und schwächlich vor sich hin, dann jammerte der Motor auf, und Nachhatar schoss auf einem stumpfrosafarbenen Moped um die Ecke. Er bremste direkt neben mir und stieg ab.

»Hier. Habe ich gerade fit gemacht. Eine Simson S51, 86er Baujahr.«

1986. Ein gutes Jahr. Bislang das beste meines Lebens. Ich sah mir das Moped an. Seit dem Mauerfall waren einige davon im Westen aufgetaucht. Es sah aus wie neu.

»Was willst du dafür haben?«

»Fahr sie erst mal eine Weile. Sera wird sich schon irgendwann bei dir melden, da bin ich mir sicher. Vielleicht kannst du

die Vespa ja weiterhin nutzen. Ansonsten werden wir uns schon einig.«

Ich nickte stumm.

»Hattet ihr denn die ganze Zeit keinen Kontakt?«, fragte er.

»Nein, ich hatte nicht mal ihre Nummer. Nur die Adresse von ihrem Ex, da sollte ich Rimbaud hinbringen, falls er wieder auftaucht. Sie wollte ja eigentlich nur drei Wochen bleiben.«

Ich merkte, wie mein Mund trocken wurde. Dabei hatte ich doch beschlossen, dass dieses Thema abgehakt war. Ich gehörte an die Nordsee, allein.

Nachhatar schwieg mich verständnisvoll an.

»Das ist ... wie lange her? Vier Jahre? Fünf?«, fragte er schließlich.

»Vier.«

»Und Rimbaud ist nie zurückgekommen?«

»Doch. Letztes Jahr. Er stand plötzlich bei meinem Opa vor der Gartenpforte. Kennst du doch, da im Wald, wo er weggelaufen ist.«

Nachhatar nickte.

»Mit Narben, als hätte jemand Zigaretten auf ihm ausgedrückt. Und das rechte Ohr war abgebissen.«

Ich erzählte ihm, wie ich nach Rimbauds Wiederkehr in die Telefonzelle ging, ausreichend Markstücke auf dem Apparat stapelte und die Londoner Nummer wählte, die mir Seras Ex-Freund Gustav gegeben hatte, als ich den Hund bei ihm hatte abgeben wollen. Ich machte mir nicht allzu viele Hoffnungen, drei Jahre waren vergangen. Am anderen Ende ging der AB von »*the Stuarts*« dran, ein Mann mit dunkler Stimme bat darum, eine Nachricht zu hinterlassen. Ich legte auf, ohne etwas in schlechtem Englisch aufs Band zu stammeln. Trotzdem versuchte ich es am nächsten Morgen erneut. Dieses Mal hatte ich mehr Glück. Mrs. Stuart war persönlich dran. Im Hintergrund krakeelte ein Kleinkind in breitestem Britisch, verlangte wütend nach *Daddy*.

Ich sagte nichts und lauschte. Mrs. Stuart fragte mit sehr vertrauter Stimme und unverkennbar deutschem Akzent: »Hello? Who is zere?«

Sera Stuart. Klang geringfügig besser als *Sera Berg*. Da musste man sofort an *Senta Berger* denken. Ich legte auf.

»Oh Mann«, sagte Nachhatar. »Bitter.«

»Gustav wollte den kaputten Rimbaud nicht mehr, also blieb er bei mir. Kurz danach musste ich ihn leider einschläfern lassen«, schloss ich meine Erzählung ab.

»Was für eine Geschichte«, sagte er und starrte eine Weile den Mustang an.

Dann reichte er mir die Papiere der Simson. Ich steckte sie in meine Innentasche, gab ihm die von der Vespa und nahm auf dem DDR-Roller Platz.

»Danke.« Mir fiel noch etwas ein. »Sag mal, kannst du mir vielleicht einen Schwingschleifer leihen?«

»Klar. Warte.«

Er ging in die Werkstatt und kam mit einem Stoffbeutel wieder.

»Hier. Kannst du haben. Ich hab noch zwei.«

Ich startete den Motor. Wenn man selbst draufsaß, klang es noch lächerlicher.

»Was schulde ich dir?«

»Fahr sie erst mal Probe.«

Das Telefon in der Werkstatt klingelte.

»Ich meine für die Reparatur der Vespa?«

Er drehte sich um und winkte ab. »Das geht aufs Haus.«

Und dann die Wut

Die Simson zwischen meinen Beinen fühlte sich an wie ein Spielzeug, das Nachhatar im Auftrag Seras über Nacht präpariert hatte, um mich zu demütigen.

Das war alles so unfassbar dreist von ihr. Mich damals einfach sitzenzulassen, als kleinen Versager, ohne Chance auf Wiedergutmachung. Und dann ohne Vorwarnung zurückzukommen, sich nicht zu melden, und mir als Krönung des Ganzen noch die Vespa wegzunehmen!

Mit jeder kraftlosen Fehlzündung, die der Babyroller unter mir auspupste, wuchs meine Wut. Ich bekam Lust, Sera Stuart mit dem *neuen* Charlie Berg bekannt zu machen. Sie hatte ja keine Ahnung, wie wenig der Junge von damals heute noch mit mir zu tun hatte. Sobald ich wusste, wo sie steckte, würde ich vor ihrer Tür auftauchen, das Überraschungsmoment auf meiner Seite, mein gourmandiges *Koniferencurry* hinter dem Ohr, harzig, waldig, würzig, und sofort wäre sie wehrlos – ihr Mund öffnet sich, ein Fieber löst ihre Züge auf, lässt ihre Augen glänzen, wir können bereits von der Wärme und vom Atem des anderen kosten, aber diesmal verliert ausschließlich sie die Kontrolle, nicht ich. Kurz bevor meine Lippen sie erlösen, stoße ich sie an den Schultern zurück, und dann, was für eine schöne Formulierung: Mache ich ihr eine Szene. Ich zeige ihr, wie sehr sie mich damals verletzt hat. Ich übertreibe, werde erbarmungslos laut, höre nicht wieder auf, bis die Tränen der Reue ihr Make-up endgültig verwüstet haben.

Es tut mir leid, Charlie, verzeih mir, bitte, kann ich es wiedergutmachen?

Und dann ziehen wir auf Augenhöhe einen Strich unter die Sache, einen langen, schnörkeligen, nicht enden wollenden Strich,

der nach Salz und Brennesseln schmeckt und im Dunkeln auch dann noch leuchtet, als sie längst erschöpft eingeschlafen ist.

Es war ein Moment, den ich mir schon so oft ausgemalt hatte, dass er sich anfühlte wie eine Erinnerung.

Laura Brigge hat immer recht

Als ich mit Butter, Brötchen und Milch nach Hause kam, war ich noch immer zitterig. Ich fühlte mich von den eigenen Gefühlen überrumpelt – ich hatte Sera doch eigentlich längst abgehakt. Die einzige Frau, die mir wirklich etwas bedeutete, war Mayra. Davon war ich in den vergangenen Jahren zumindest immer ausgegangen. Ich parkte die Simson und betrat unsere Wohnung.

Fritzi war wach, lag aber noch lesend im Bett. Die Küche war eingenebelt, im Aschenbecher lagen drei Jointstummel. Ich riss Fenster und Terrassentür auf, ein Zettel wehte vom Küchentisch – ich hob ihn auf und las die kaum zu entziffernde Handschrift meines Vaters. Dito und Nonno waren bereits aufgebrochen, Nonno musste seine Anzüge und Stoffe im Geschäft ausladen, Dito half ihm dabei und hatte im Anschluss noch einen längeren Termin beim Anwalt.

Fritzis Uhr piepte um 9:00 Uhr, sie stand auf, ging in die Küche, wo aus Platzmangel unsere Duschkabine installiert war. Das Endreihenhaus, in dem wir wohnten, war im Grunde nicht für zwei Familien ausgelegt, bei uns im Souterrain gab es kein Badezimmer. Sie duschte sich eine Minute und 55 Sekunden lang. Nach zwei Minuten wurde das Wasser erst für eine Sekunde kochend heiß und dann eiskalt. Den extra kleinen Boiler hatte

